

Beiträge zur historischen Sozialkunde

2/2001



Sinne und ihre Wahrnehmungen

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
31. Jg./Nr. 2 April-Juni 2001

AutorInnen

Wolfram AICHINGER, Dr. phil., Lektor am Institut für Romanistik in Wien und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Die Querelle des Femmes“ in der Iberoromania

Angelika KLAMPFL, Mag. phil., Institut für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Klagenfurt, Wien, Innsbruck, Graz

Nikola LANGREITER, Mag., studierte Volkskunde/Europäische Ethnologie, Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Wien

Peter PAYER, MMag. Dr. phil., freier Historiker und Stadtforscher in Wien

Wolfgang WAGNER, Mag. phil., Informationsabteilung der Europäischen Kommission

Fachdidaktik-AutorInnen

Klaus EDEL, Dr. phil., AHS-Lehrer, Lektor an der Universität Wien

Eduard FUCHS, Dr. phil., Lektor an der Universität Wien, Mitarbeiter des Vereins für Geschichte und Sozialkunde

Redaktion „Beiträge“: Wolfram Aichinger, Angelika Klampfl, Nikola Langreiter, Andrea Schnöller

Redaktion „Fachdidaktik“: Klaus Edel

Satz/Layout/Coverdesign: Marianne Ooppel

Titelbild: Szene aus dem Martyrium des hl. Stephanus (Stephanusaltar der Wallfahrtskirche Krenstetten, NÖ), entstanden am Beginn des 16. Jahrhunderts: „Als (die Schriftgelehrten) das hörten, waren sie aufs äußerste über ihn empört und knirschten mit den Zähnen. Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen. Da erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten sich die Ohren zu, stürmten gemeinsam auch ihn los, trieben ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn.“ (Apostelgeschichte 7, 54-7.57) Das Bild illustriert auch die Bedeutung und Intensität des Hörens im Mittelalter. Bildarchiv des Instituts für Realienkunde in Krems.

Ab Herbst 2001 wird die Bilddatenbank REAL des Institutes für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit im Anschluß an Vorarbeiten, die seit einigen Jahren am Institut liefen, im WWW Forschern des In- und Auslandes zur Verfügung gestellt. Als Software wird Kleio-IAS verwendet. Die Datenbank umfasst derzeit rund 15.000 Beschreibungen (593.000 Gruppen mit 1,200.000 Einzeleintragungen). Die im Institut aufbewahrten Farbdiaspositive bzw. SW-Fotos wurden eingescannt, von einer Graphikerin bearbeitet und in digitalisierter Form an die Bildbeschreibungen gebunden (ca. 18.000 Exemplare). Neben einfachen Funktionen, die dem Benutzer einen Überblick über die Datenbank bieten, stehen Suchfunktionen innerhalb der Gruppen bzw. Einzeleintragungen für eine gezielte Abfrage im Internet zur Verfügung. Dabei ist es möglich, selbst einen gesuchten Terminus einzugeben oder sich der Liste der in den Beschreibungen verwendeten Termini zu bedienen. Für das Thema „Sinne“ wäre der Suchbegriff „Handlungen“ ergiebig. Im Hintergrund verwaltet die Datenbank bestimmte Lexika und Quellenbestände. Derzeit existieren Lexika zu Personennamen, Künstlern, Kleidungstermini und Literatur. Weitere sind in Vorbereitung. An Quellen wurden das Alte und Neue Testament sowie die Legenda Aurea in maschinenlesbare Texte umgewandelt und mit Hilfe von Kleio aufbereitet. Mit Links sind diese Eintragungen mit den jeweiligen Beschreibetermini in der Datenbank verknüpft und stehen so jedem Benutzer zur Verfügung.

<http://www.imareal.oeaw.ac.at/>

Inhaltsverzeichnis

- 2 *Wolfram Aichinger*
Einleitung
- 4 *Wolfram Aichinger*
Sinne und sinnliche Erfahrungen in der Geschichte
Historische Sinneslandschaften – Die Sinne in der Geschichte
- 11 *Wolfgang Wagner*
Hören im Mittelalter
Versuch einer Annäherung
Elementarerfahrungen in der historischen Anthropologie – Die mittelalterliche Lautsphäre – Versuch einer Rekonstruktion – Heiliger Lärm – Hören statt Lesen: öffentliche Kommunikation – Fides per Auditum: die Kirche und das Hören – Der Klang der Stadt
- 18 *Angelika Klampfl*
Über das Sehen – Short cuts
Punktueller Annäherung an eine komplexe Thematik
Der Sehsinn nur ein Sinn? – Von Angesicht zu Angesicht – Der vor-bildliche Andere – Schauraum, Dufttraum, Klangraum, Erfahrungsraum – Neue Welten – Sehen durch fremde Augen – Durch die Linse sehen – Der kontrollierende Blick – Schaulust: Künstliche Welten
- 24 *Nikola Langreiter*
Mehr als süß, salzig, sauer, bitter
Geschmackserinnerungen in Lebensgeschichten
Geschmackserinnerungen – Wissen, was gut ist – Geschmack des ewig Gleichen – Zu viel - zu wenig – Fettig – Der Mund ist ein kleines Loch – Feiner Sinn, feine Küche – Krieg und Krise – Differenz – Liebe, nicht Luxus – Süß

Fachdidaktik

- 34 *Klaus Edel*
Sinne und sinnliche Erfahrungen in der Geschichte
- 37 *Wolfram Aichinger/Nikola Langreiter/Angelika Klampfl/Eduard Fuchs*
Hyperlinks und Literatur zum Thema (Auswahl)

Internet: www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs

Peter Payer: Stadt-Gerüche

Wolfram Aichinger/Nikola Langreiter/Angelika Klampfl/Eduard Fuchs
Hyperlinks und Literatur zum Thema

Einleitung Wolfram Aichinger

Der Roman „Späte Spiele“ des spanischen Autors Luis Landero schildert die weltlichen und sakralen Gerüche des Stillstands und des Umbruchs, der Armut und der Moderne im Dorf und in der Hauptstadt der Franco-Ära. Das Zitat verdeutlicht das Nahverhältnis des Geruchssinns zur Erinnerung und führt zur Kernaussage dieses Heftes: Die Aufmerksamkeit für die Gesamtheit der Sinneserfahrung und des Sinnesgebrauchs verspricht neue Aufschlüsse über historische Lebenswelten, Wertvorstellungen oder auch soziale und kulturelle Verbindungs- und Grenzlinien. Dazu ist in den letzten Jahren eine faszinierende

„Gregorio erinnerte sich, daß er, sobald er ihn irgendwo sah, zu ihm eilte, um ihm die Hand zu küssen. Das taten alle Kinder, weil seine Hände nach Feigenbrot rochen, da er sie sich offenbar jeden Morgen damit einrieb, um die Liebe Gottes unter den Menschen zu verbreiten und seine Existenz zu beweisen. Und obwohl er auch die Hände anderer Priester küßte, die es in den Gerüchen Orange, Schokolade, Erdbeer und Biskuit gab, waren keine wie die von Pater Pelayo Marín, deren Aroma die Geheimnisse des Glaubens leicht und willkommen machte. (...) Noch viele Jahre später sagte sich Gregorio, wenn er einem heiligen Mann begegnet wäre, der nach Benzin gerochen hätte, wäre er vielleicht auch Priester geworden, und hätte Heiden bekehrt.“
(Luis Landero *Späte Spiele*.
Frankfurt a. M. 1992, 47f)

Literatur entstanden. Die einzelnen Sinne und auch ihr von Kultur zu Kultur wechselndes Zusammenspiel sind Thema zahlreicher Monographien zur Geschichte des Riechens, Schmeckens, Tastens, zum Wandel des Blicks und des Gehörs. Außerdem beziehen auch allgemeine Studien zur Kultur- und Alltagsgeschichte verstärkt vergangene Sinneswelten und Sensibilitäten ein. Beispielgebend sind etwa die Bücher von Bartolomé Bennassar zur Geschichte der SpanierInnen oder die Arbeiten des englischen Kulturhistorikers Peter Burke, die an vielen Stellen die sinnliche Umwelt der Vergangenheit wachrufen.

Dahinter steht die Überzeugung, daß die frühesten und elementarsten Welterfahrungen des Menschen nicht auf Worten, auch nicht auf

Bildern, sondern auf Klängen, auf Geruchs- und Geschmacks- und Tastempfindungen basieren. Dahinter stehen auch die Debatten um den zergliedernden, dominanten, „männlichen“ Blick des Westens und der westlichen Wissenschaft, seine historischen Wurzeln (man denke an die Arbeiten von Michel Foucault) und die Suche nach anderen „ganzheitlichen“ Möglichkeiten der Erkenntnis.

Eine gesamtsinnliche Aufmerksamkeit kann jedes Thema des Geschichtsunterrichts bereichern. Wer etwa die Arbeiten des französischen Sozialhistorikers Alain Corbin gelesen hat, wird hellhörig für die Tragweite von Glockenklängen in der Geschichte und daher vermutlich jeden Hinweis auf das Glockenläuten „mit anderen Augen“ lesen. Das Thema lädt also dazu ein, Quellen auf jene Wahrnehmungen hin zu befragen, die gewöhnlich in ihrer Bedeutung Wörtern und Bildern untergeordnet sind. Hier bieten sich Ego-Dokumente (Briefe, Tagebücher, Autobiographien) ebenso an wie Reiseberichte oder auch literarische Texte – von den vielfältigen Sinnessignalen der höfischen Literatur über die grausame Sinnenwelt des *Simplicissimus* bis zu den Geräusch- und Lärmobsessionen von Franz Kafka. Auch Bildquellen eröffnen unerwartete Einblicke, wenn sie „synästhetisch“ (Wolfgang Wagner) betrachtet werden, man also darauf achtet, was auf ihnen zum Klingen gebracht, was beschnuppert, betastet, gekostet wird, worauf oder auf wen sich Blicke, Ohren, Nase und Hand richten. (Das bedeutet übrigens auch eine Annäherung an mittelalterliche und frühneuzeitliche Bildwahrnehmung, denn auch damals sollte vor allem die sakrale Bildkunst umfassende sinnliche Erfahrungen bei den BetrachterInnen auslösen.) Ein solcher Zugang könnte schließlich auch filmische Darstellungen der Geschichte (kritisch) beleuchten. Fächerübergreifende Zusammen- und Projektarbeit von Geschichts-, Literatur-, Kunst-, Musik- und Philosophieunterricht bietet sich hier an.

Das Thema könnte methodisch eine Neuorientierung in Feldforschungsarbeiten anregen. Jede Dorfstudie etwa, jede „Oral History“ gewinnt, wenn sie auch die „unmittelbaren“ sinnlichen Erfahrungen vor Ort und deren verschlüsselte Botschaften einbezieht. (Welche Speisen und Getränke werden Gästen vorgesetzt und was soll damit „gesagt“ werden? etc.) Der Gegenstand könnte so auch die Diskussion über Möglichkeiten der Erforschung außereuropäischer Kulturen und Gesellschaften und des Kulturvergleichs beleben und neue methodisch-theoretische Zugänge jenseits des sogenannten Textparadigmas weisen. Auch

hier wären die Sinne ein Schnittstellenthema von Literaturwissenschaft, Linguistik, Geschichte, Anthropologie, Musikwissenschaft, Volkskunde, Psychologie und Biologie.

Dieses Heft gibt eine Einführung in einen umfassenden Forschungsbereich und ist von den Vorlieben der AutorInnen geprägt. Es bietet einen groben Überblick über die Literatur, Fragen, Thesen und Ergebnisse aus eigener Forschungsarbeit. Wichtige Aspekte können nicht einmal angedeutet werden: das faszinierende Feld der Sinnesmischungen („Töne schmecken“, „Farben hören“), der „sechste“ und weitere Sinne, historische und interkulturelle Vorstellungen vom Übersinnlichen, vom „dritten Auge“, vom „Auge der Seele“ (Thomas von Aquin). Ebenso bedauerlich ist, dass wir den geheimnisvollen Tastsinn nicht gesondert behandeln können.

So bringt der erste Text Überlegungen zu Quellen und zur Forschungslage. Wolfgang Wagner versucht im zweiten Beitrag, mittelalterliche Klangwelt und ihre Veränderungen zu rekonstruieren (menschliche Stimme, Glocke, Orgel, „steinerne Stadt“ ...) – und analysiert deren Auswirkungen auf das menschliche Gehör. „Short Cuts“ von Angelika Klampfl bietet Ausblicke auf das Schauen und Sehen in der Geschichte und auf Auswirkungen technischer und medialer Veränderungen (Fernrohr, Mikroskop, Kamera) auf die Blicke der Menschen.

Nikola Langreiter geht anhand von Geschmackserinnerungen aus autobiografischen Texten Fragen nach Üblichem und Selbstverständlichem, Außergewöhnlichem und Besonderem nach. Es geht um den Gebrauch des Geschmackssinns und um die Vielfalt der Wahrnehmungen; um Symbolisches, um Toleranzen und um Wertschätzungssysteme. Geschmackserinnerungen haben immer auch mit der Konstruktion von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen zu tun, und weisen auf Schnittstellen zwischen dem Ich und der Welt hin.

Die Stadt-Gerüche von Peter Payer – wir stellen den Text im Internet vor – verfolgen den Kampf gegen üble Gerüche, die Desodorierung in der Moderne und Versuche der Reodorierung in den letzten Jahrzehnten am Beispiel Wien. Gerade dieser Text könnte anregen, das Thema im Schulunterricht mit Bezug auf die

unmittelbare Lebensumgebung aufzugreifen. Im Fachdidaktikteil präsentiert Klaus Edel Ergebnisse einer Umfrage zu Hörerinnerungen, die SchülerInnen aus verschiedenen Herkunftsländern in ihren Familien durchführten. Außerdem stellen wir eine Auswahl der neueren Literatur zu den Sinnen vor. Neuerdings finden sich im Internet oder auf CD-Rom-Animationen Möglichkeiten zur genaueren sinnlichen Einführung in die Vergangenheit, auch dazu Anregungen auf der Serviceseite.

Schließlich haben wir auch versucht, ein möglichst vielfältiges Spektrum an themenbezogenen Seiten im Internet zu recherchieren. Der direkte Zugriff auf diese Seiten lässt sich am einfachsten über unsere Homepage (www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs) herstellen – das diesbezügliche Update wird spätestens ab Ende Juni zugänglich sein. Bei der Linkauswahl haben wir besonderen Wert auf Multidisziplinarität, Interaktivität und multimediale Darstellungsform gelegt.

Den Anstoß zu diesem Heft gaben Michael Mitterauer und der Beitrag von Wolfgang Wagner, der in einem Seminar für mittelalterliche Geschichte „Der Körper im Mittelalter“ von Karl Brunner entstand. Die Beiträge von Aichinger, Klampfl und Langreiter sind Ergebnis von interdisziplinärem Dialog und gruppenorientierter Zusammenarbeit am IFF-Wien.¹ Wir hoffen, dass unsere Ansätze und Fragen auch ein weiteres Publikum interessieren können.

ANMERKUNGEN

- ¹ Für wertvolle Hilfe bei der Beschaffung des Bildmaterials danken wir Elisabeth Vavra vom Institut für Realienkunde in Krems.

Einstieg vom Lehrplan aus:

Geschichte und Sozialkunde

8. Klasse

3. Gesellschaftliche und politische Probleme unserer Zeit

Lernziele:

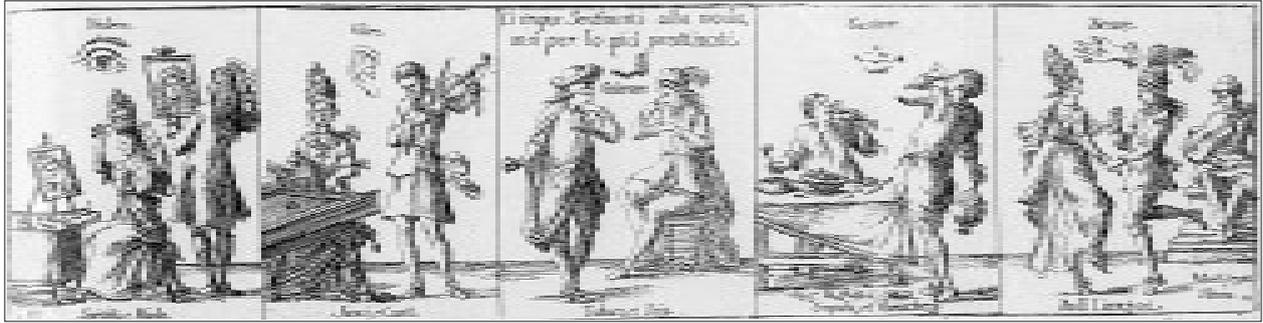
Erkennen des Wandels in der Situation des Menschen unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts

Wahlpflichtfach Geschichte und Sozialkunde, Politische Bildung und Rechtskunde

Teilbereich: Geschichte und Sozialkunde

Sachbereich: Alltagsleben in verschiedenen Kulturen und Epochen

Sachbereich: Landeskunde/Regionalgeschichte



Li cinque sentimenti alla moda, Guiseppa Maria Mitelli, Bologna 1710, Milano Castello Sforzesco, Civica Raccolta Bertarelli, cartelli 4-10

Wolfram Aichinger

Sinne und sinnliche Erfahrung in der Geschichte

Historische Sinneslandschaften

Versuchen wir uns eine vergangene Epoche zu vergegenwärtigen, so sind es vor allem Bilder, die sich aufdrängen: Burgen, Kathedralen, Ansichten mittelalterlicher Städte, Bauernstuben, Industrieanlagen, Brueghel, Hieronymus Bosch, Murillo, Velázquez Vorstellungen von der Vergangenheit entstehen aus Bildquellen, darüber hinaus aus Bildern, die durch Texte hervorgerufen werden und aus filmischen Rekonstruktionen. Sie sind geprägt von der Vorherrschaft des Sehens, einem Merkmal der Neuzeit, wie KulturhistorikerInnen vermuten. Unterlegt sind visuelle Vorstellungen von den Wörtern, den Klängen und Geräuschen, die wir vergangenen Epochen zuschreiben: Hufgetrappel, Gezeter von Marktverkäufern, Schlachtengetümmel oder die Zwangshandlungen mancher Dokumentarfilme: kein Mittelalter ohne den dunklen mönchischen Hintergrund gregorianischer Choräle.

Fragen wir uns aber etwa: wie roch es in der mittelalterlichen Stadt? Wie schmeckte das Essen einer Bäuerin?, so ist Einfühlung viel schwieriger

und noch mehr, wenn wir versuchen, taktile Empfindungen der Vergangenheit nachzuempfinden: die Spuren, die Werkzeuge, Rohstoffe, Erde und Pflanzen, Tierkörper, Kleider, Parasiten, Krankheiten, Meeresbrise, Feuer oder Winterkälte auf der Haut hinterließen; das Berühren, Spüren, Streicheln, Handauflegen, Packen, Festhalten, Verletzen, Foltern im zwischenmenschlichen Umgang. Ziel einer Geschichte der Sinneswahrnehmung ist es folglich, durch Einbezug des Geruchs, Geschmacks, des Tastens und der Kinästhetik¹ Vergangenheitsbilder zu ergänzen und zu erweitern und darüber hinaus zu erkunden, warum und wie sich Sehen, Schauen, Horchen und Hören im Lauf der Zeit gewandelt haben.

Neben Bildern und überlieferten Objekten (etwa Musikinstrumenten) bieten sich eine Fülle von Texten zum Studium an: Briefe, Tagebücher, Reiseberichte, literarische, medizinische, juristische, philosophische Texte. Sie geben kein Spiegelbild, aber doch Indizien über vergangene und ferne Sinneslandschaften. Ein paar Eindrücke aus der Romania im Mittelalter und der

frühen Neuzeit sollen als Beispiel stehen und zum Weiter-Assoziieren anregen:

Im 14. Jahrhundert klagt Francesco Petrarca über die ihn umgebende, oder genauer: über die von ihm gefilterte Hörlandschaft: „Wer litte nicht unter den Kämpfen der Nachtvögel, der Eulen und der Käuze, unter dem allzu langen Wachen der Hunde, die den Mond anbellen, und der Katzen, die zwischen den Dächern mit schrecklichem Miauen ihre Händel austragen und uns mit Höllenstimmen aus dem ruhigen Schlaf reißen; unter dem lästigen Knirschen und Nagen der Mäuse und allem anderen, was nächtens Krawall schlägt (...) und vor allem das Grunzen der Schweine, die Rufe und Stimmen des Volkes (...), das launige Singen der Betrunknen – nichts könnte trauriger sein – und die Händel der Streithähne, und das Keifen der Alten und ihr Geschrei, und der Zank und das Weinen der Kinder, und die vergnügten Hochzeitstafeln mit ihren Tänzen, und die frohen Tränen der Frauen, die zum Schein um ihre Männer weinen und die wahrhaftigen Klagen der Eltern

am Grab ihrer Kinder.“ (zit. nach Gilman 1974:259, Übersetzung W.A.)

In einem Brief an den Stadtherrn von Padua, Francesco da Carrara, beschwert sich der Hellhörige abermals über das ständige und trostlose Gurren – „tristis sonus“ – der Schweine, die in großer Anzahl überall in der Stadt herumliefen und in der Erde wühlten, die Einheimischen hätten sich schon lange daran gewöhnt, aber die Fremden wunderten sich sehr und beklagten sich, Petrarca bittet um Abhilfe (Petrarca 1978: 790.) Eine Passage aus dem Don Quijote bietet ein frühes Beispiel für „Industrielärm“ irgendwo in der Mancha des beginnenden 17. Jahrhunderts. Cervantes beschreibt das Schlagen, Rasseln und Stampfen der Walkmühlen, das die beiden Helden nächtens zusammen mit dem Rascheln des Windes in den Blättern in Angst und Schrecken versetzt (Cervantes 1605/ 1986:Kap. XX, 245ff).

Der Linguist und Reisende Wilhelm von Humboldt assoziierte ganze Regionen mit dem Klang der Zug- und Lasttiere (von Humboldt 1800/ 1998:51): das Baskenland mit dem „pfeifenden und melancholischen“ Geräusch der Ochsenkarren, deren Scheibenräder sich mit den Achsen mitdrehten; das übrige Spanien mit dem Geklingel der Schellen der langen Maultierkarawanen (mit denen bis ins 19. Jahrhundert Ferntransporte abgewickelt wurden). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts berichtet der englische Spanienreisende Blanco White über die Glocken, die in den Städten zur Tag- und zur Nachtzeit von den Kirchtürmen ertönten und das Gehör „verletzten“ und über den beklemmenden Gegensatz, den die plötzliche Stille des Gründonnerstags, Karfreitags und Karsamstags dazu bildete (Bennassar 1976:35).

Im Jahr 1859 stellt A. Féé fest, dass das Geschrei in Paris stark abgenommen hätte und wenn es in Madrid so vielfältig weiterbestehe, so sei das auf die Abwesenheit der Omnibusse² zurückzuführen und darauf, dass Zugkarren, Pontonkarren, Sturzkarren, Schuttkarren und

Armesünderkarren fehlten oder nur in langen Intervallen vorbeiführen. Féé weiter: „Die menschliche Stimme kann sich noch Gehör verschaffen und, wie ich selbst bestätigt fand, nutzt sie das auch aus.“ (Zit. nach Bennassar 1985:693)

Im Gegensatz zum Geschrei und Verkehrslärm in Madrid und Paris und zum „rattling, rowling, rumbuling“ englischer Städte waren Besucher Istanbuls befremdet von der Stille der Straßen, was sich auch aus unterschiedlichen historischen Entwicklungen des Verkehrs- und Transportwesens im Ottomanischen Reich erklären lässt: Vorherrschaft des Kamels und des Maultiers, geringe Bedeutung von Wägen und Kutschen, die Lasttiere waren gewöhnlich nicht beschlagen, so fehlte auch das Hämmern der Hufschmiede, die in Westeuropa den Stellenwert heutiger Autowerkstätten hatten. Bis ins 20. Jahrhundert empfinden Orientreisende den Kontrast zwischen dem lärmenden Bazar und der Stille der Wohnviertel, in denen sie nur die Rufe spielender Kinder, Hundegebell oder die Stimmen der Ausrufer hörten (Stoianovich 1994:74-77).

Doch noch einmal zurück zur Glocke: Ihre Bedeutung im Alltag belegen auch anthropologische Studien. In galizischen Dörfern riefen die Kirchenglocken nicht nur zur Messe, sie läuteten in unterschiedlicher Tonhöhe und Kadenz bei schwierigen Geburten, begleiteten Sterbende, versammelten Freunde und Bekannte am Krankenbett und kündeten nach Todesfällen vom Alter und Geschlecht des Verstorbenen. Die Glocke verabschiedete Rekruten und Auswanderer. Zu Allerseelen schlugen die *campanas* in einigen Pfarren die ganze Nacht lang für die Seelen der Verstorbenen (denen dadurch der Eingang in den Himmel erleichtert werden sollte). Das „Gewitterläuten“ dagegen hielt Unwetter fern (Lisón Tolosana 1977: 295-300; zur Bedeutung der Glocke für geteilte Erinnerungskultur vgl. auch Mitterauer 2000:82).

Die Botschaften der Wahrnehmungen

Die Rekonstruktion vielfältiger sinnlicher Erfahrungen hilft dabei, sich in vergangene Lebenswelten „einzufühlen, eine verständnisorientierte Perspektive zu gewinnen und den Fußangeln des Anachronismus zu entgehen.“ (Corbin 1993:200) Sie leistet aber mehr: Sie schärft den Blick für unauffällige Reize, Eindrücke, Signale und Gesten, die wegen ihrer Alltäglichkeit übersehen werden und dennoch wesentlich zu kulturellen Bindungen oder Konflikten beitragen: Ein Geruch weckt Nostalgie oder auch Aversion, ein vertrauter Geschmack bewirkt, dass wir uns „instinktiv“ und auch jenseits von Vernunftgründen einer Region, einer Gruppe, einer Schicht zugehörig fühlen. Zum Sammeln und Inventarisieren historischer Klang-, Geruchs-, Tast- und Fühlwelten kommt folglich die Untersuchung der Bedeutungen, die bestimmten Erfahrungsformen assoziiert sind und der Art und Weise, wie diese Bedeutungen vermittelt werden. Sakrale Räume etwa werden erst dadurch zu solchen, dass sie mit bestimmten heiligen Düften – Weihrauch, Kerzengeruch etc. erfüllt sind. „Im Judentum gibt es die mit wohlriechenden Kräutern gefüllte Besamin-Büchse, an der man am Ende des Sabbats riecht, um damit die Unterscheidung zwischen profanem Alltag und geheiligtem Ruhetag sinnfällig zu machen“ (Jütte 2000:80). Die unterschiedliche kulturelle Besetzung von Raum und Zeit wird über Sinneswahrnehmung hergestellt und gestützt, ja es entstehen aus der Hierarchie und dem Zusammenspiel der Sinnespraktiken spezifische Weltmodelle. (Knoblauch und Olivenöl stehen für mediterranen Katholizismus, *fish and chips* für angelsächsischen Protestantismus, so der Autor Anthony Burgess.)

Die kanadische Kulturanthropologin Constance Classen hat im letzten Jahrzehnt einige anregende Bücher zum Thema geschrieben, in

denen sie auch außereuropäische Kulturen einbezieht. Sie formuliert den Zusammenhang zwischen Sinneserfahrung und kulturellem Zusammenhalt folgendermaßen: „Das Sehen kann mit Vernunft oder mit Hexerei assoziiert sein, der Geschmack kann als Metapher für ästhetische Verfeinerung oder für sexuelle Erfahrung dienen, ein Geruch kann Heiligkeit oder Sünde anzeigen, politische Macht oder sozialen Ausschluss. Diese sinnlichen Deutungen bilden zusammen ein sensorielles Modell, dem eine Gesellschaft anhängt und mit Hilfe dessen die Mitglieder dieser Gesellschaft die Welt ‚interpretieren‘ oder Sinneswahrnehmungen (...) in eine spezifische ‚Weltsicht‘ einfügen.“ Auch Abweichler würden ihren Widerstand immer auf der Basis dieses grundlegenden Modells äußern (Classen 2000:2; Übersetzung W.A.).

In diesem Sinn kritisiert der britische Anthropologe Maurice Bloch eine (postmoderne) Kulturwissenschaft, die kulturelle Konzepte vorrangig aus Worten und Texten herauslesen möchte, alltägliche Sinneswelten dagegen zu wenig beachtet. Der Autor studierte auf Madagaskar die Gesellschaft der Zafimaniri und fand heraus, dass dort die Zugehörigkeit zu einer Verwandtschaftsgruppe nicht verbal an Kinder weitergegeben wurde, sondern dadurch, dass kleine Kinder von ganz bestimmten Personen – und nur von diesen – am Körper getragen wurden (Bloch 1998:47-51). Über eine heute befremdende Art der Berührung und Zärtlichkeit wurde auch im Katharerdorf Montaignou an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert soziale Bindung vermittelt, gefestigt oder hergestellt: Nachbarinnen entlausen sich das Kopfhaar beim Tratsch vor den Häusern, Töchter ihre Mütter, eine adelige Dame entlaust ihren geistlichen Freund im Bett, beim Feuer, am Fenster oder am Werkstisch eines Schusters. Entlaust wird nicht nur der Liebhaber, sondern auch dessen Mutter, gelaust wird der zukünftige Schwiegersohn (Le Roy Ladurie 1982:203-205). Das

Motiv findet sich auch mehrfach in der spanischen Literatur und in dem sinnenfreudigen Zeitbild des französischen Barock, dem „Molière“-Film von Ariane Mnouchkine.³

Menschen, die verliebt sind, versalzen die Suppe – der Gedanke, dass in Geschmäckern verschlüsselte Nachrichten schlummern, ist uns nicht fremd. Paul Stoller und Cheryl Olkes machten ihn zum Ausgangspunkt einer Fallstudie über ein komplexes System kulinarischer Codes. Bei den Songhais in Niger sei es üblich, fernerer Bekannten eine dicke, reichhaltige, stark gewürzte Sauce zu servieren, während enge Bekannte als Gäste ein klares, dünnes und fades Gericht zu erwarten hätten. Wie die Autoren anlässlich eines Streits herausfanden, wurde diese Norm von Köchinnen immer wieder absichtlich durchbrochen, etwa um Protest und Unzufriedenheit auszudrücken. Diese gustative Sprache kann Wörter bestärken, ihnen aber genauso gut widersprechen. Mit ihrer Erkenntnis, auf die sie erst nach langjährigem „Mitleben“ und durch Zufall stießen, stellen sich Stoller und Olkes gegen die anthropologische Tradition, die Speisen und Speisefolgen beobachtet, visualisiert und klassifiziert, jedoch Aspekten wie Geschmack, Würze und Konsistenz keine Beachtung schenkt (Stoller/Olkes 1990:60; vgl. Langreiter in diesem Heft).

Der Ansatz dieser AutorInnen hebt den kognitiven, emotionalen und sozialen Aspekt sinnlicher Erfahrung hervor, die zum Kanal für kulturelle Konzepte und außersprachliche Bedeutungsgebung wird (in gewissem Sinne kehren sie damit zu denjenigen antiken Philosophen und Ärzten zurück, die Sinneswahrnehmung und gedankliche Verarbeitung noch nicht im Konflikt sahen (Jütte 2000:43).

Die Sinne in der Geschichte Gewandelte Sensibilitäten

In eine ähnliche Richtung wiesen die Gedanken von Lucien Febvre und Jan Huizinga, zweier Mitbegründer

der Mentalitätengeschichte. Sie verdienen eine kurze Debatte, da sie ein anschauliches Beispiel für die Möglichkeiten des Themas abgeben: Den Menschen des späten Mittelalters kennzeichnete eine Neigung zum heftigen Aufwallen und Umschwung der Gefühle, Hass, Rachsucht, rasende Grausamkeit einerseits, Großmut, tiefe Rührung, pathetisches Mitleid andererseits (Febvre 1988: 96f; Huizinga 1965⁹). Diese Reizbarkeit, Unausgeglichenheit, Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit gründete, so die Historiker, auch in einer sinnlichen Erfahrungswelt, die von starken Gegensätzen geprägt war: Licht/Dunkel; Winter/Sommer; Hitze/Kälte etc. In der eindringlichen Formulierung von Febvre:

„Der Gegensatz von Tag und Nacht – was bedeutet er uns Menschen des 20. Jahrhunderts? Nichts oder so gut wie nichts. (...) Die Menschen des Mittelalters? Oder die des 16. Jahrhunderts? Sie waren nicht Herren über Tag und Nacht, jedenfalls nicht die Armen, die nicht einmal Öllampen besaßen, nicht einmal Kerzenlicht, wenn die Nacht hereinbrach. (...) Tag und Nacht, Hell und Dunkel, Totenstille und lärmende Betriebsamkeit – wie sollte es bei den Menschen dieselben geistigen Gewohnheiten, dieselben Weisen des Denkens, Fühlens, Wollens, Agierens und Reagierens erzeugt haben wie unser gesichertes, behütetes, von Anstößen und schroffen Gegensätzen bereinigtes Leben. (...) Wer im 16. Jahrhundert im Januar sein Haus betrat, spürte, wie die Kälte auf ihn niedersank, die stehende, klamme, finstere Kälte der unbeheizten Mauern. Schon beim Hereinkommen schlotterte man. So wie man zuvor in der Kirche geschlottert hatte. Wie man im Palast des Königs schlotterte, trotz der hohen Kamine, in die man ganze Bäume schob. Und das erste, was ein Heimkommender tat, war nicht, sein Wams, abzuwerfen, sondern einen Überrock anzulegen, der noch wärmer war als sein Ausgehrock, und eine Pelzmütze aufzusetzen, die dicker war als die

Straßenmütze.“ (Febvre 1988:86f)

Sicherlich können solche Beobachtungen nicht Endpunkt, sondern nur Ausgangspunkt für feinere Unterscheidungen sein. Dennoch scheint mir die These, dass über geteilte Sinneserfahrung bestimmte Gefühlslagen und damit soziale Verhaltensformen synchronisiert/ orchestriert und schließlich institutionalisiert werden, bemerkenswert. Die Rekonstruktion der von vielen geteilten Sinneswahrnehmungen als Teil der „Gesamtheit der Existenzbedingungen einer Epoche“ und der bei vielen in ähnlicher Weise erzeugten Gefühlslagen könnte auch zur Klärung der Ideen- und Institutionengeschichte beitragen (Febvre 1988:99; vgl. Wagner in diesem Heft). Im oberösterreichischen Innviertel des frühen 20. Jahrhunderts sangen Burschenzechen die folgenden Gstanzn: „Und wauns Gebet daun leitn/ do is des Raffn goa/ und woma nocha bet haum/ Daschlogn ma nu a poa.“ (Maria Hainzl, persönliches Gespräch). Ein Nachklang mittelalterlicher Sensibilität und mittelalterlicher, daher in hohem Maß situationsabhängiger Moral?

Die Körpersinne geben geänderte Umweltbedingungen nicht bloß weiter, sie verändern sich in dem Maße, wie sich Umweltbedingungen ändern – und prägen so *gleichzeitig* Körper- und Welterfahrung mit.⁴ Die Frage lautet folglich nicht bloß: Was wurde gehört, gesehen, geschmeckt, gefühlt, gerochen? sondern auch: Wie wurde es wahrgenommen? Wie wurden Sinne in unterschiedlicher Weise beansprucht, gereizt und wie wandelten sich gleichzeitig der Gebrauch der Sinnesorgane und damit die Sinne selbst; wodurch sich wiederum die Wahrnehmung der von ihnen vermittelten Welt entscheidend veränderte (vgl. Corbin 1993). Im Folgenden ein paar Überlegungen zu dieser Frage.

Wertung und Gebrauch Gefährliche Sinne

Dem Christentum galten die Sinne

als gefährlich, als Eintrittspforten teuflischer Versuchungen und Verlockungen, in besonderem Maße galt die Augenlust als verwerflich. Das war die eine Seite. Auf der anderen sollten religiöse Inhalte vornehmlich im Spätmittelalter und in der katholischen Gegenreformation auch sinnlich vermittelt werden, man denke an die Schilderungen von Hitze, Gestank und körperlicher Qual in der Hölle, oder aber an die vielfältigen Klang-, Geruchs- und Geschmackserlebnisse, die mystische Entrückung begleiten konnten. Dem Gewirr weltlicher Szenarien begegneten die Theologen mit einer Bildkultur, die immer eindringlicher wurde und immer weitere Schichten erreichte. Den Lärm der Welt sollten Glocke, Predigt und heilige Worte übertönen. Zunehmende Bedeutung erlangten auch innere Bilder vom biblischen Geschehen, vom Jüngsten Gericht oder vom himmlischen Jerusalem, die in Meditation und Kontemplation wachgerufen wurden.

Religiöse Praxis veredelte auch den mindestens seit der Antike gering geschätzten, weil allzu intimen und tierhaften Tastsinn durch Formen „magischer“ Berührung und Übertragung – etwa in Pilgerfahrt und Reliquienkult oder auch bei den Inthronisationsritualen französischer und englischer Könige des Mittelalters und der frühen Neuzeit.⁵ Katholische Frömmigkeit unterscheidet sich überhaupt in der Neuzeit von protestantischer auch dadurch, dass sie religiöses Ritual als gesamtsinnliches Spektakel (Theater, Prozessionen, Heiligenfest etc.) inszenierte, während der Protestantismus stärker die rationale Seite des Glaubens, der über Buch und Schrift vermittelt wird, betonte. Hier wie dort empfahlen aber Erziehungsratgeber und Anstandsbücher die Erziehung der Sinne von Kindheit an, um sie so der Herrschaft der Vernunft zu unterstellen (Jütte 2000: 172-195).

Geht es um die Disziplinierung der Sinne, so kommen auch Fragen

der Geschlechtergeschichte ins Spiel: Welche Dinge und Vorgänge blieben der Wahrnehmung der Frauen entzogen, worauf sollte diese umgekehrt gelenkt werden? In katholischen Klosterschulen galt der zu Boden gerichtete, befangene Blick bei Mädchen noch im 19. Jahrhundert als Erziehungsziel (Corbin 1993:207). Der Diskurs über die Sinne war auch in der Debatte über Wesen und Wert der Frau und die daraus gerechtfertigte soziale Ordnung bedeutsam, besonders in der sogenannten Sensualphilosophie des 18. Jahrhunderts. Frauen seien, so die Vertreter dieser Strömung, sinnlichen Eindrücken in stärkerem Maße ausgeliefert als Männer, daher empfindsamer, wankelmütiger und folglich nicht zu tieferem Denken und zum Studium fähig. So konstatiert 1853 der königliche Leibarzt Carl Gustav, dass „ein Körper mit zartem leichtem oder minder hartem Knochengestüt (...) allemal das Symbol abgeben werde einer Seele, welche wesentlich die Eigenschaften des Weibes besitzt, folglich durch geringere Willensenergie, durch Weichheit des Gemüts und mehr Sensibilität als Geistesstärke sich auszeichnen werde“ (zit. nach Jütte 2000:154).

Der „Krawall des Pöbels“

Soziale Veränderungen gehen mit Veränderungen im Haushalt der Sinne einher und lassen sich an diesen ablesen. Mit den Deutungen ändern sich Toleranzgrenzen, ein und dasselbe Phänomen kann so eine ganz neue Bewertung erfahren: Ein Beispiel aus eigener Forschungsarbeit kann das veranschaulichen. In spanischen Dörfern – und nicht nur dort – wurde bis ins 20. Jahrhundert hinein die nächtliche Stille durch plötzlichen, heftigen Lärm zerrissen, der die Menschen aus dem Schlaf riss. Die unverheirateten Burschen zogen durchs Dorf, bliesen in Kuhhörner, schwangen Kuhglocken (die unruhig scheppernde Kuhglocke war dabei karnevaleskes Gegenstück zur

strengen, gemessenen Kirchenglocke) und erzeugten eine kakophone Katzenmusik, der sich niemand entziehen konnte. Sie signalisierten damit und durch das Absingen von Spottversen eine Störung in der Beziehungsstruktur des Dorfes, etwa die Wiederverheiratung verwitweter Personen. Solche Charivaris waren seit dem späten 18. Jahrhundert offiziell verboten, wurden aber



Charivari (Katzenmusik) mit Pfannen, Büchsen und Hunden in Südfrankreich am Beginn des 20. Jahrhunderts. Aus: J. Le Goff/J. C. Schmitt (Hg.), Le Charivari. Paris u. a. 1981, S. 33.

von der Mehrheit der DorfbewohnerInnen als ungeschriebenes Recht der Burschengruppen gutgeheißen oder zumindest hingenommen – als „ein Gewitter, das vorbeizieht“ – und auch gegen den Willen von Bürgermeister und Dorfgendarm trotzig abgehalten. Dass diese Charivaris (in Spanien *cencerradas* von *cencerro* – „Viehglocke“) schließlich abkamen, zeugt einerseits vom verstärkten Zugriff zentraler Autoritäten, die letztlich im „Kampf um die Nacht“ siegten, aber auch von einem Wandel dörflicher Mentalitäten und Sensibilität. Ein Rügeritual,

das nach recht genauen und allen vertrauten Spielregeln ablief, wurde zunehmend als ehrenrührig und beleidigend, als Rowdytum und als kriminelle Ruhestörung empfunden. (Spuren der älteren toleranten Auffassung leben in manchen Dörfern bis heute fort. Im 2. Teil des Don Quijote verbindet sich das Scheppern der *cencerros* mit dem Geheul verschreckter Katzen, die aus einem Sack „geschüttet“ werden, zu nächtlichem Höllenlärm; die Passage erhält besondere Brisanz, wenn sie aus historisch-anthropologischer Perspektive gelesen wird; vgl. Cervantes 1615/ 1986:Kap. XLVI, 366ff.)

Die Wechselbeziehung zwischen

Mensch und Umwelt bewegt sich immer in der Spannung von Reizung, Überreizung, Gewöhnung, Resignation oder Entfernung des Reizes, damit einher geht eine Intensivierung, Schärfung, Abstumpfung, Trübung, Verarmung oder auch das völlige Aussetzen des betroffenen Sinnesorgans. Kulturelle Wertvorstellungen schwingen immer mit, wie das Beispiel verdeutlichen sollte. Daher rührt auch die Aussagekraft von Reiseberichten, in denen das Eigene und das Fremde aufeinander prallen und die daher eine eigene „Wirklichkeit“, bestehend aus dem in der Fremde Vorgefundenen und den mitgebrachten Projektionen und Modellen vermitteln. Sie heben daher schärfer hervor, beschreiben anders und genauer, was denjenigen, die es tagtäglich erleben, nicht mehr der Erwähnung wert erscheint oder von ihnen nicht bewusst reflektiert wird.

Gerüche der Anziehung und der Abstoßung

Wie stark das Erleben und Bewerten sinnlicher Erfahrung mit sozialem Ein- und Ausschluss zusammenhängt, versuchte Alain Corbin in seiner bekannten Studie „Pesthauch und Blütenduft“ darzustellen. Seine Thesen zusammengefasst: Ab dem späten 18. Jahrhundert wandten soziale Eliten in Frankreich verstärkt ihre panische Aufmerksamkeit den „animalischen“ Ausdünstungen zu, die sie den proletarischen Massen zuschrieben und mit Krankheit, Tod und Sünde assoziierten. Der Gestank der Kloaken und Elendsviertel sollte nicht mehr verdrängt oder durch Parfum übertüncht, sondern im Zuge sozialhygienischer Maßnahmen ausgetrieben werden; den Endpunkt dieser Entwicklung bildet die „desodorierte“ Umwelt des 20. Jahrhunderts (Corbin 1984; Jütte 2000:225ff). Wurde so der Geruch als Sinn der Nähe, des Übergangs (Blühen, Reifen, Gären, Verfaulen, Verwesen ...) und Überlebens einerseits abgewertet, so erfuhr er andererseits neue ästhetisierte Verwendung innerhalb der

reichen Schichten; in den Worten von Corbin: „Bei Zola regiert in den Unterschichten der Tastsinn, was sie in die Nähe zu den Tieren rückt: Mann und Frau packen einander, um sich brutal zu vereinigen. Unter Bürgern und Aristokraten setzt die Verführung eine Distanz voraus. Man streichelt sich mit zarten Blicken und verströmenden Düften, kurzum, man muss die unterstellte Feinfühligkeit im Sinnesgebrauch beweisen.“ (Corbin 1993: 207)

Die Kulturanthropologin Annick le Guérier, die mehrere Jahre für ein französisches Parfumhaus arbeitete, versucht den Befund von der „desodorierten“ Moderne genauer aufzufächern und dadurch zu relativieren: Statt von Verarmung des Riechens sei es eher angebracht von einer übermäßigen Empfindlichkeit der Nase zu sprechen, die einseitig abstoßenden Körperausdünstungen nachspüre. Dem stehe keine reiche und variierte Aroma- und Duftkultur mehr gegenüber, wie sie ferne Zeiten und Kulturen kannten/ kennen. (Die Antike war etwa eine Zeit, die in Gerüchen „schwamm“, in der das Duftende, Pikante, Balsamische, Aromatische, Parfümierte den Banketten, Paraden und religiösen Zeremonien erst ihre besondere Note gab (Le Guérier 1992:11; Classen 1994). In der Heilkunst verloren Gerüche mit der Verbreitung der Erkenntnisse von Pasteur über Mikroorganismen ihre zentrale Bedeutung. Davor wurde ihnen die Fähigkeit, Krankheiten, etwa die Pest zu übertragen zugeschrieben, ja man stellte sich diese als geruchsstoffliches Phänomen vor. Aromen galten als wichtige Heilmittel und neueste naturwissenschaftliche Erkenntnisse scheinen den alten Auffassungen in mancher Hinsicht Recht zu geben (Le Guérier 1990:25-45).

Andererseits spielen Gerüche im Sexualleben und in Konzepten von sozialer Zugehörigkeit bis heute eine Schlüsselrolle. Als Erkenntnis-mittel ist der diffuse und distanzlose Geruch den Philosophen seit der Antike nicht geheuer gewesen;

(Kant hielt den Geruchssinn für den entbehrlichsten, höchstens im Wittern von Schad- und Giftstoffen erweise er seinen Nutzen; vgl. Kant 1800/1943:67f). Dennoch spricht man Gerüchen bis heute die Kraft zu, mit einem Schlag Erinnerungen aus jenen Sphären wachzurufen, in denen die Wörter verschwimmen und die Straßen keine Namen haben; sie sind daher, so Le Guérier die „Symbole schlechthin“ (Le Guérier 1992:14).

Der Wandel der Sinne

Corbin und Le Guérier stehen für eine ganze Reihe von neueren Arbeiten zum veränderten Zusammenwirken der Sinne im Wandel von Umwelt, Technik, Medien, sozialen Verhältnissen, Normen und Denkformen: So wird die Obsession des 18. Jahrhunderts mit dem richtigen und guten „Geschmack“ mit der Auflösung der strikten ständischen Ordnung in Zusammenhang gebracht (Ong 1991:27f.). Der Geschmackssinn (der Mitteleuropäer) wandelte sich in der Neuzeit und Moderne mit dem Verkümmern der vormals reichen Gewürzkultur, mit der Verbreitung exotischer Nahrungs- und Genussmittel (Kaffee, Kakao, Tabak), mit der drastischen Zunahme des Zuckerverbrauchs in allen Schichten, mit der unterschiedlichen Konjunktur alkoholischer Getränke, schließlich mit dem Aufkommen künstlicher Aromastoffe und Geschmacksverstärker und in der jüngsten Vergangenheit durch Fast Food, Nouvelle Cuisine und die Internationalisierung der Küche (Jütte 2000: 229-234; 271-283). Schließlich bewirkte die Konservierung von Lebensmitteln durch Kühlen und Einfrieren eine ganz andere Geschmacks- und Geruchskultur als sie aus Pökeln, Räuchern oder Konservieren durch Gewürze, wie es in arabischen Regionen üblich war, hervorgeht (Howes 1990:5).

Das Ohr verlor an Bedeutung überall dort, wo schriftliche Kommunikation zunahm, wurde aber durch Telefon, Radio, Tonband und

Fernsehen auf neue Weise aktiviert und beansprucht. Industrialisierung und Technisierung kennzeichnete das „Dröhnen und Zischen der Dampfmaschinen“, das „nervtötende Klappern mechanischer Webstühle, das monotone Surren automatischer Spinnmaschinen und (der) Höllenlärm der Niet- und Presslufthämmer“, die auch der Gesundheit betroffener Berufsgruppen entsprechend zusetzten (Jütte 2000: 220).

Während die „Nahsinne“ Tasten und Riechen – in bestimmten Lebensbereichen! – verkümmerten, wurde der Sehsinn zum privilegierten Sender und Empfänger von Botschaften über und in die Welt. Bereits Platon und die Kirchenväter stellten den noblen Gesichtssinn, der Wahrnehmung in die Ferne ermöglicht und den aufrechten Menschen von schnüffelnder Bodennähe entbindet, über die anderen, Darwin und Freud spannen diese Auffassung fort; einzig das Ohr konnte dem Sehen, wenn es um das Erfassen höherer Wahrheit ging, den Rang streitig machen: die Stimme Gottes, der Engel, der Heiligen und Propheten (Corbin 1984:15f; Jütte 2000:72-83). Die Fixierung auf das Auge verstärkte sich mit der Erfindung des Buchdrucks und der modernen visuellen Medien, die besonders das Schauen schulten, aktivierten, intensivierten und die Wahrnehmung im Zeitalter der bewegten, massenhaft reproduzier- und übertragbaren Bilder verwirrten, zerstreuten und überlasteten (vgl. Klampfl in diesem Heft).

Das visuelle Denken – Sinnesmetaphern

Das fortschreitende Übergewicht des Auges im Gesamtsensorium und gegenüber dem Gehör wirkte sich auch auf Denkformen aus. Denn das Ohr erfasst die Gesamtheit klanglicher Umwelt, das Gehör vermag auch dort einzudringen, wo dem Auge der Zutritt versperrt ist – den Inhalt eines geschlossenen Behälters können wir nur akkustisch erschließen. Während folglich „auditives

Denken“ auf Synthese und Ganzheit zielt, bleibt „visuelles Denken“ an der Oberfläche der Phänomene, die es analytisch trennt und aufgliedert. Es scheint also kein Zufall zu sein, dass sich westliche Erkenntnis vor allem in Metaphern des Sehens selbst beschreibt (Ong 1987: 74-77; 1991:25-30)⁶: *Einsicht, Blickwinkel, anschaulich* usw. Geschmack und Geruch dagegen deuten auf Gefühle und Intuitionen: *nicht riechen können, anrücklich, etwas schmackhaft machen, abgeschmackt* (oder auch die ausdrucksstarke englische Wendung: *to smell a rat/ Lunte riechen*). Zumindest in sprachlichen Wendungen lebt auch noch die Auffassung – im Mittelalter war sie Gelehrtenwissen –, dass die grundlegenden Charaktereigenschaften,

Talente oder Überzeugungen *mit der Muttermilch aufgesogen* werden.

Die Tragweite solcher Wandlungen im Weltbezug lässt sich anhand der Geschichte der westlichen Medizin verdeutlichen: an die Stelle ganzheitlicher Diagnose- und Behandlungsmethoden trat immer mehr der distanzierte, zergliedernde und sezierende Blick des Arztes, der Patienten in ihre Einzelteile zerlegt und sich ihnen vorrangig über Geräte und Maschinen nähert(e); an die Stelle heilender Hände traten Endoskopie, Röntgen und Skalpell (vgl. Jütte 2000:216f). Diese Hierarchie der Sinne stützte, so Constance Classen, auch die Geschlechterordnung, der „Blick der Herrschaft“ wurde männlich besetzt, der interaktive, behutsame und teilhabende Tastsinn

dagegen der Frau zugeordnet (Classen 1998:64ff).

Die Zukunft der Sinne

Welche Tendenzen zeichnen sich für die Zukunft der Sensualität ab? Wird das für viele noch lästige Piepsen und Jingeln der Handys bald als genauso alltäglich hingenommen wie der Lärm von Autos und Flugzeugen? Wird das Dröhnen von Diskotheken und Walkmans, wie Experten warnen, eine Verarmung der Bandbreite des Gehörten nach sich ziehen? Welche Auswirkungen hat die zum Kauf lockende und künstliche Reizung der Sinne in der Werbung und im öffentlichen Raum? Welchen Platz haben die Sinne in Formen körperloser Kommunikation, deren Bedeutung wohl noch zunehmen wird? In künstlichen und virtuellen Freizeiterlebniswelten? Aber auch: Wie sehen sinnliche Erfahrungen in den armen Teilen der Welt, in den Megastädten und Elendsvierteln aus? Wie wirken sich im Weltmaßstab teils konvergierende (internationale Küche etc.), teils scharf unterschiedene Sinneswelten aus auf Welterfahrung und Welt„sich“ in unterschiedlichen Regionen der Erde?

Künden esoterische Strömungen, die Belebung der Religionen oder auch die alternative Medizin (Klangschalen, Duft-, Aroma- und Berührungstherapie) von einem Wandel im Umgang mit Sinnen und ihrer Umwelt (ausführlich dazu Jütte 2000: 255-357)? Nicht zuletzt aufgrund der Klagen der Wein- und Parfumerhersteller in Frankreich üben Schulkinder seit den Achtzigerjahren im Unterricht das Erkennen und Unterscheiden von Gerüchen (Le Guérer 1992:8). Im Wiener Prater soll eine geplante Soundtopia neue „Geräuscherfahrungswelten“ vermitteln (Der Standard 28.2.2001). Vielleicht findet im Rahmen dieser Wiederentdeckung der Sinne auch die Lehre des Siddharta bei Hermann Hesse mehr Beachtung: am Ufer sitzen und hören, was der Fluss spricht ...

ANMERKUNGEN

- ¹ Kinästhetik: die Lehre von den Bewegungsempfindungen.
- ² „Großer Wagen, welcher die Stadt in eine Richtung durchfährt und auch unterwegs Personen mitnimmt“.
- ³ Eine neuere Studie über Kindheit im Mittelalter bringt Quellenmaterial, das die Berührung und Zärtlichkeit im Umgang mit Kleinkindern thematisiert (Alexandre-Bidon/ Lett 1997). Die bulgarische Historikerin Kristina Popova, die Geschichte der Kindheit und Jugend auf dem Balkan studiert, berichtet von einem Sprichwort „das besagt, ein Kind dürfe man nur streicheln, wenn es schläft“ (Popova 1996:30). Hier öffnet sich ein faszinierendes Forschungsfeld für frühe und prägende Tasterfahrungen.
- ⁴ Dass sich dabei auch Vorstellungen von Wesen und Funktion der Sinne wandelten, sei hier nur am Rande erwähnt: Pythagoras (um 570–500) fasste das Hören „als einen nach außen wirkenden Vorgang (...), bei dem von der Seele ein warmer, feiner Luftstrom ausströmet. Den Sehvorgang erklärte er sich so, dass aus den Augen eine Art unsichtbares Feuer hervorgehe, das die wahrzunehmenden Objekte berühre und ihre Formen und Farben erfasse.“ (Jütte 2000:41) Der Sehsinn ist hier zugleich Tastsinn, Sehen heißt auch Spüren (Böhme 2001:13). Ein wenig erinnert diese Sicht auch an heutige Theorien des Wahrnehmens als aktivem Konstruktionsprozess. – Die Zahl der Sinne wird von Kultur zu Kultur unterschiedlich gefasst. Die nigerianischen Hausa etwa unterscheiden nur zwei Sinne, den visuellen und den nicht-visuellen (Classen 2000).
- ⁵ „Zu den Krönungsfeierlichkeiten gehörte ein dramatischer, äußerst wichtiger Augenblick, bei welchem das Volk an den König herandrängt und seine Gewänder berührt. (...) Dadurch kam es einerseits zu Spontanheilungen von Kranken, andererseits schlossen sich beide, König und Volk, ebenso symbolisch wie körperlich zur Nation zusammen. Marc Bloch rekonstruiert daraus die symbolische Genesis der französischen Nation, die, so abstrakt sie sein mag, in der magischen Berührung realpräsent wird.“ (Böhme 2001:4)
- ⁶ Dennoch beruht, wie Böhme darlegt, die „Einsicht“ auf einem vorgängigen, elementarerem „Erfassen“ und „Begreifen“. Wenn wir von „stechenden“, „glühenden“, „versteinerten“, „milden“ Blicken sprechen können, mit den Augen „Pfeile abschießen“ oder uns etwas „ein Dorn im Aug“ ist, dann deutet schon diese Metaphorik darauf hin, dass Sehen mehr ist als ein Erkennen von Farben und Formen. Blicke sind darüber hinaus und vor allem „eine Art abgeleiteten Tastens“, das heißt wir übertragen gespeicherte Erfahrungen des Berührens und Spürens auf Körper im Raum (Böhme 2001:10-14).

Hören im Mittelalter Versuch einer Annäherung

„Il n’y a pas de silence pour les vivants. Nous sommes condamnés à écouter“
(R. M. Schafer, I have never seen a sound)

Eine „Geschichte des Hörens“ eignet sich sehr gut für eine Untersuchung aus einem historisch-anthropologischen Blickwinkel (Dressel 1996). Wie das einleitende Zitat aufzeigt, handelt es sich beim Hören um eine besonders elementare Erfahrung der Menschen: kaum einem anderen Sinn sind wir so hilflos ausgesetzt wie ihm. Natürlich kann man sich die Ohren zuhalten, hin- oder weghören, aber dennoch dringen im täglichen Leben Geräusche viel unbeeinflussbarer auf uns ein als alle anderen Reize.

Die Tatsache, dass das Hören alle Menschen betrifft, macht daraus allerdings noch kein historisch-anthropologisches Thema. Im Unterschied zur biologischen Anthropologie geht es der historischen Anthropologie ja nicht um das Aufzeigen von menschlichen Grundkonstanten, sondern eben um den historischen Wandel dieser vermeintlichen Konstanten. Wie der folgende Beitrag nun zeigen soll, handelt es sich auch beim Hören keineswegs um eine qualitativ und quantitativ konstante menschliche Erfahrung. Vielmehr fällt es auf, dass besonders in den letzten zwei Jahrhunderten der uns umgebende Geräuschpegel kontinuierlich – und teilweise sprunghaft – zunahm. Experten weisen vor allem auf zwei „akustische Revolutionen“ hin: die industrielle Revolution mit der Einführung von lautstarken Maschinen

und die elektroakustische Revolution im 20. Jahrhundert. Letztere beinhaltet die Erfindung von Telefon, Radio und Tonträgern, wodurch die Abspaltung eines Lautes von seiner Erzeugung sowie seine mehrfache Verstärkung ermöglicht wurden. Beide „Revolutionen“ bewirkten, dass wir heute Geräuschen von weit mehr als 120dB begegnen (125dB bei Rockkonzerten), während die lautesten relativ „natürlichen“ Laute (Holz- und Eisenverarbeitung) im Bereich von ca. 100dB liegen (Bugliarello 1976:389).

Man braucht kein Mediävist zu sein, um sich vorstellen zu können, dass die Menschen des Mittelalters von einer völlig anderen Klangwelt umgeben gewesen sein müssen. Das Hören im Mittelalter hatte eine andere Intensität und Qualität als in der Gegenwart.

Elementarerfahrungen in der historischen Anthropologie

„Laute können sich verändern oder einfach verschwinden, ohne daß wir darüber eine Notiz auch des hellhörigsten Historikers besitzen“
(Schafer 1988:14)

Im Prinzip kann eine wissenschaftliche Hörgeschichte zwei sehr unterschiedliche Aspekte des Hörens behandeln: Erstens kann sie danach fragen, was gehört wurde. Andererseits kann sie sich aber auch damit beschäftigen, wie etwas gehört wurde. Die erste Fragestellung erscheint mir die einfachere zu sein, denn hierfür können wir einerseits direktmittelalterliche Quellen und



Literatur heranziehen, andererseits behandeln sowohl die geschichtswissenschaftliche Literatur als auch andere Zweige wie die Musikwissenschaft immer wieder diese Frage.

Viel schwieriger ist die Beantwortung der Frage „Wie wurde etwas gehört?“ Wir stehen hier vor einem zweifachen Problem, denn erstens liegt es in der Natur der Sache, dass Geräusche und Töne flüchtig sind und daher keine Spuren hinterlassen – zumindest bis zur elektroakustischen Revolution des 20. Jahrhunderts (Schafer 1988:14). Zweitens stehen wir gerade beim Hören vor dem hermeneutischen Problem, dass wir nie genau wissen können, wie ein Mensch vor mehr als einem halben Jahrtausend Sinnesreize wahrgenommen hat. Darüber hinaus ist die Geschichte der Sinneswahrnehmung ein zutiefst historisch-anthropologisches Thema und wurde daher vor dem Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft kaum beachtet. Zwar weist Corbin in seiner Geschichte des Geruchs darauf hin, dass sich die Historiker bisher auf den Gesichts- und den Gehörsinn konzentriert hätten (Corbin 1984:17, 115), ich kann aber für diese Behauptung – zumindest was das Hören betrifft – im deutschen Sprachraum keine Belege finden. Wenn das Hören in der Mediävistik Beachtung findet, dann handelt es

sich meist um die Bedeutung der mündlichen Kommunikation in der schriftarmen mittelalterlichen Kultur (Ahern 1976; Menache 1990; Schindler 1993).

Allerdings widmet sich auch die Musikwissenschaft in Form von Spezialuntersuchungen der Frage nach dem Wie und Warum des Hörens. Vor allem die Erforschung der Bedeutung von Glocken sowie die Volks- und Arbeitsmusikforschung sind hierfür beispielhaft.

Abschließend soll betont werden, dass für ein genaueres Verständnis des komplexen Bereichs der Hörgeschichte ein interdisziplinärer Zugang unumgänglich ist. Für diese Arbeit verwendete ich daher einführende Literatur in die Physik, Psychoakustik, Medizin, Musiksoziologie, Musikgeschichte, Musikethnologie, Geschichte und Kunstgeschichte.

Wie insgesamt in der historisch-anthropologischen Forschung geht es auch hier vor allem darum, die vorhandenen Quellen mit neuen Fragestellungen zu konsultieren, um dadurch naturgemäß auch neue Antworten zu erhalten. Es wird sich wohl kaum eine Quelle finden, die konkret und bewusst die Lautsphäre der mittelalterlichen Welt beschreibt. Nichtsdestoweniger können wir sozusagen aus „Ohrenzeugenberichten“ in der Literatur gewisse Aufschlüsse ziehen (Schafer 1988:14f, 180). Darüber hinaus gibt es auch die Möglichkeit, anhand von Geschäftsurkunden oder Rechtstexten die Bedingungen oraler Kommunikation zu rekonstruieren.

Die mittelalterliche Lautsphäre

„... wie der Gegensatz zwischen Sommer und Winter damals stärker war als in unserem Leben, so war es auch der Unterschied von Licht und Dunkel, von Stille und Geräusch.“

(Huizinga 1975¹¹:2)

Eine Lautsphäre ist prinzipiell nicht zufällig, sie ist auch keine mensch-

liche Grundkonstante. Jede Gesellschaft, jede geschichtliche Epoche und jede geographische Region hat eine bestimmte akustische Umwelt, die sowohl von der Natur als auch vom Menschen geprägt wird. Umgekehrt wirkt aber auch die Lautsphäre sowohl auf den Menschen und seine Kultur als auch auf die Natur zurück. Die Lautsphärenforschung klassifiziert als Bestandteile einer Lautsphäre dabei grundsätzlich drei verschiedene Arten von Geräuschen: Grundtöne, Signallaute und Orientierungslaute. Die Grundtöne sind die Geräusche, die von der Geographie, der Fauna und dem Klima bestimmt sind und daher bald zu einer Hörgewohnheit werden. Davon unterschieden sind die Signallaute, die klar konturiert sind und mit deren Hilfe auch Botschaften übermittelt werden können (z. B. Jagdhorn, Glockenläuten). Der Orientierungslaut schließlich ist ein charakteristisches Geräusch, das zwar keine Botschaften übermittelt, das aber Eigenschaften besitzt, die es für die Menschen besonders erkennbar und beachtenswert machen (Schafer 1988:12f).

Versuch einer Rekonstruktion

Versuchen wir also, uns 1000 Jahre zurückzusetzen und den akustischen Tagesablauf eines mittelalterlichen Menschen nachzuvollziehen (da im frühen Hochmittelalter der größte Teil der Bevölkerung zur ländlichen, bäuerlichen Bevölkerung zu zählen ist, wollen wir einen Repräsentanten dieser Gesellschaftsschicht herausgreifen). Zunächst ist es wichtig festzustellen, dass die mittelalterliche Lautsphäre anders zusammengesetzt ist als die heutige: Schätzungen gehen davon aus, dass in Frühkulturen (wie der frühmittelalterlichen) 69% aller Laute natürlichen Ursprungs sind. Nur 5% der Laute stammen hingegen von Werkzeugen, Maschinen und Verkehrsmitteln. Der Rest von 26% sind Menschenlaute (Rufe, Unterhaltung, Singen, ...). In einer städ-

tischen Lautsphäre mag der Anteil der Werkzeug- und Menschenlaute höher gewesen sein.

Gegenüber der mittelalterlichen, ländlichen Lautsphäre hat sich das Verhältnis heute umgekehrt: Nur 6% der Laute der gegenwärtigen durchschnittlichen Lautsphäre in Europa sind Naturlaute, 68% hingegen sind der Kategorie Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel zuzuordnen. Nur der Anteil der Menschenlaute blieb mit 26% gleich (Blaukopf 1996:202).

Wenn der mittelalterliche Mensch aufwacht, dann wohl aufgrund eines Hahnschreis oder eines anderen Tierlauts. Kein mechanisches oder elektronisches Geräusch eines Weckers läutet ihn aus dem Schlaf. Der erste Weg führt ihn entweder an die Feuerstelle zum Feuermachen oder in den Stall. Während für den heutigen Menschen das Wasserfließgeräusch aus einer Wasserleitung zu den ersten Geräuschen des Tages gehört, gibt es diesen Laut im Mittelalter noch nicht. Nun beginnt das Tagwerk. Worin auch immer diese Tätigkeit bestehen mag, sie ist nicht verbunden mit dem lautstarken Geräusch einer Maschine. Der Mensch fährt auch nicht mit einem motorisierten und daher lauten Fahrzeug in die Arbeit. Die meisten Wege werden zu Fuß oder maximal mit Hilfe von Tierkraft zurückgelegt. Während der Mensch seine Arbeit verrichtet, ist er entweder von Stille oder von Tier- und anderen Naturlauten umgeben – abgesehen natürlich vom Geräusch seiner eigenen Arbeit. Im Frühmittelalter wurde diese Stille nicht einmal von Glocken unterbrochen, denn die Glocke kommt erst zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert nach Westeuropa, die Ostkirche verwendet Glocken gar erst seit 896. Sicherlich gibt es aber auch danach noch genug Kirchen ohne Glocken (Brockhaus 1988¹⁹:598f).

Während die Menschen zu Hause arbeiten oder wenn sie nach Hause zurückkommen, gibt es zweifellos nicht so viel Hintergrundlärm oder

Hintergrundmusik wie heute. Es gibt keine laute Eisenbahnlinie oder stark befahrene Straße, die an den Häusern vorbeiführen würde. Wenn Musik gehört wird, dann bedeutet das, dass sie jemand selbst produziert. Es gibt kein Radio- oder TV-Gerät, das Musik über weite Strecken und isoliert vom Musikerzeuger wiedergegeben hätte. (Man muss sich dabei vor Augen – oder wohl eher vor Ohren – halten, dass laut einer Studie nur 2% der heutigen Menschen in Westeuropa nie Radio hören; Stockmann 1993:22). Die einzige Unterhaltung bieten also die selbst produzierte Musik oder ein Gespräch.

Da man weder Lesen noch Schreiben kann (und sich ohnehin niemals Bücher leisten könnte), werden auch keine Bücher gelesen. Da man auch noch kaum ausreichend künstliches Licht erzeugen kann, geht man bald zu Bett und ist schließlich bald wieder von völliger Stille umgeben. Doch auch nicht ganz: die Hütten der Menschen bieten fast keine Schallisolierung, und somit ist man der Lautsphäre der Natur voll und ganz ausgesetzt. Jeder lautere Wind wird wahrgenommen, jeder Tierlaut gehört, der Regen prasselt laut auf das Dach, vom Lärm der Stürme und Donner ganz zu schweigen.

Dieser Versuch einer Rekonstruktion des akustischen Aspekts eines typischen mittelalterlichen Tagesablaufes zeigt uns bereits: das mittelalterliche Leben verläuft – aus heutiger Sicht – leise. Betrachten wir die Ergebnisse einer Feldstudie über eine vergleichbare vorindustrielle Gesellschaft im Sudan: „Im allgemeinen liegt der Schallpegel in den Dörfern unter 40 Dezibel auf der C-Skala des Schallpegelmeßgerätes, ausgenommen, wenn bei Sonnenaufgang oder kurz danach ein Haustier, ein Hahn, ein Lamm, eine Kuh oder eine Taube sich bemerkbar macht. (...)“

Einige Männer beschäftigen sich produktiv, zum Beispiel schlagen sie mit einer hölzernen Keule auf Palmwedel. Doch das Fehlen hart

reflektierender Flächen, wie Hauswände, Decken, Fußböden und feste Möbel usw. in der Umgebung, ist anscheinend für die geringe Intensität verantwortlich, die mit dem Schallpegelmeßgerät gemessen wurde: 73 bis 74 Dezibel am Ohr des Arbeiters“ (Rosen 1962:140f).

Selbst wenn wir nun miteinberechnen, dass die Holzwände und -möbel (soweit vorhanden) eines Hauses den Schall mehr reflektiert hätten, darf man sich die Lautsphäre eines mittelalterlichen Dorfes durchaus ähnlich vorstellen. Beeindruckend sind dabei der niedrige Durchschnittsschallpegel von 40 Dezibel und der lauteste Arbeitslärm von 74 Dezibel. Für heutige Verhältnisse sind diese Werte sehr niedrig, wenn man bedenkt, dass 40 Dezibel der Schallstärke eines leisen Gesprächs entsprechen (Becker, Neumann/Pfaltz 1989:47). Und was den Maximallärm betrifft, so sind heute 50% der Industriearbeiter einem Arbeitslärm von 80 dB und mehr ausgesetzt, und zwar während des gesamten Arbeitstages!

Was bedeutet nun dieser viel niedrigere Geräuschpegel für die Menschen? Zunächst gibt es eine rein medizinische Konsequenz: Wir können ohne weiteres davon ausgehen, dass es im Mittelalter weniger Menschen mit Hörschäden gab. Wie schnell sich Soziokusis, die sozial bedingte Gehörschädigung, bemerkbar macht, hängt sowohl von der Schallintensität als auch von der Dauer des Schallreizes ab. Mediziner haben aber festgestellt, dass Geräusche ab 85 Dezibel eine ernste Bedrohung des Gehörs darstellen (Schafer 1988:230ff). Da die Lärmbelastung im Mittelalter natürlich sowohl weniger intensiv als auch weniger dauerhaft war, darf man annehmen, dass es weniger Hörstörungen gab als heute. Darüber hinaus war im Mittelalter aber auch die Hörschwelle – also jener Schalldruck, der mindestens notwendig ist, um einen Gehöreindruck hervorzurufen – zweifellos niedriger als heute (Blaukopf 1996:205f).

Dies bedeutet einerseits, dass der mittelalterliche Mensch mehr leise Geräusche wahrnehmen konnte als der heutige Mensch, andererseits hatte dies zur Folge, dass akustische Kommunikation (Gespräche, Musik, Signale, etc.) auf einem niedrigeren Schallpegel stattfinden konnte als heute.

Die Bedeutung von Geräuschen in der mittelalterlichen „Hi-fi-Lautsphäre“

Sehr wesentlich erscheint mir auch die psychologisch-mentale Auswirkung der mittelalterlichen Lautsphäre, auf die bereits Johan Huizinga (1975¹¹:1f) hinwies: In einer leiseren Lautsphäre ist zwangsläufig jedes intensive Geräusch, jeder gespielte Ton, viel eindrucksvoller als in einer akustischen Umwelt wie der heutigen, in der ein lauterer Grundton vorherrscht. Schafer verwendet aus diesem Grund für ländliche Lautsphären den Ausdruck „Hi-fi-Lautsphäre“: Einzelne Laute sind wegen des umgebenden niedrigen Geräuschpegels deutlicher zu hören als in unserer gegenwärtigen „Lo-fi-Lautsphäre“ (Schafer 1988: 59, 313). Der stärkere Eindruck von Klangerelebnissen im Mittelalter hängt aber nicht nur mit dem leiseren Grundton zusammen, er lässt sich auch auf das seltenere Auftreten von Signal- oder Orientierungslauten zurückführen. Je seltener ein lauter Ton zu hören ist, desto stärker ist seine Wirkung. Die führenden Kräfte der früh- und hochmittelalterlichen Gesellschaft – Kirche und Adel – wussten sich diesen Effekt auch durchaus zunutze zu machen, indem sie lärmende Instrumente als Herrschaftssymbole einsetzten. „Klang und Krach dienen seit jeher als Symbol und Instrument der Herrschaft.“ (Weber 1996:46) Solange es nicht möglich war, Töne auf elektroakustischem Wege zu verstärken, wurden laute Klänge eben mittels Fanfaren und Trommeln, sowie auf kirchlicher Seite von Glocken und später der Orgel erzeugt; die Wirkung dieser Töne

darf nicht unterschätzt werden.

Heiliger Lärm

Der Lärm und das Sakrale

Über die weltlichen Machtverhältnisse hinausgehend entwickelte der Anthropologe Claude Lévi-Strauss die These, dass die Menschen Lärm und Heiliges in Beziehung setzen (Levi-Strauss 1976:359-361). Tatsächlich wurden laute Naturgeräusche seit frühesten Zeiten göttlichen Mächten zugeschrieben (Schafer 1988:70). Nur wer heute ein Gewitter in einer einsamen Berghütte erlebt hat, kann wenigstens rein akustisch nachvollziehen, was die mittelalterlichen Menschen gehört haben. Als Menschen eines rationalen Zeitalters bleibt uns aber selbst in einer derartigen Extremsituation die mentale Ebene des Mittelalters verschlossen. Der mythologische Erklärungsbedarf für Naturerscheinungen begegnet uns jedenfalls sowohl in den ältesten Mythen (man denke an den griechischen Zeus und den germanischen Thor, die beide als oberste Gottheiten den Donner schleudern konnten), als auch in vielen volkstümlichen Erzählungen, den sogenannten ätiologischen Sagen (Röhrich 1966).

Die Verbindung zwischen Lärm und Sakralem wird nun aber, wie Lévi-Strauss zeigen konnte, von den Menschen nutzbar gemacht, indem religiöse Spezialisten Lärm erzeugen, um dadurch eine sakrale Umgebung zu schaffen. In der bereits oben zitierten Studie über eine präindustrielle Gesellschaft im Sudan kommt dies deutlich darin zum Ausdruck, dass das lauteste gemessene Geräusch nicht von der Arbeit kam, sondern bei den religiösen Feiern durch Singen und Tanzen erzeugt wurde (Schafer 1988:71).

Auch im frühmittelalterlichen Europa gab es viele heidnische Riten, die mit Schallerzeugung verbunden waren. Eine besonders interessante Quelle ist diesbezüglich der Nonsberger Märtyrerbericht aus dem Jahre 397. Es handelt sich bei

diesem Text um eine interessante Schilderung über das Eindringen des Christentums in den Alpenraum und den dadurch auftretenden Konflikt mit dem Heidentum. Konkret geht es um das Martyrium von drei griechischen Missionaren, die während eines heidnischen Fruchtbarkeitsritus in der neuen Kirche einen Gottesdienst feiern. Walter Wiora beschreibt und analysiert das Geschehnis folgendermaßen: „Man ruft die Gemeinde durch eine Tuba zum Ritus zusammen. In einer Flurprozession, mit der ein sühnender Totenkult verbunden ist, umschreiten sie sodann ihre Felder. Dabei gelangen sie an die neuerbaute Kirche der Christen, ein heidnisch-religiöses Lied auf eine Weise singend, die als Geheul bezeichnet wird. (...) Und nun folgt etwas Seltsames: Man ergreift den Ältesten der drei Priester, schlägt ihn mit Beilen und bläst mit der Tuba durchdringend auf ihn ein. (...) Vielleicht (...) ein apotropäischer Schallritus (...) das zum Kult gehörige Instrument sollte durch seinen Schall das Unheil ‚wegblasen‘.“ Am nächsten Morgen wird der getötete Priester mit einer Viehschelle um den Hals an den Füßen durch die Straßen gezogen, und auch bei der Hinrichtung der übrigen Priester auf dem Scheiterhaufen erklingen „*strepentes et horridi jubili pastorales*, die wohl ebenfalls den Sinn hatten, die Totengeister zu bannen.“ (Wiora 1949:8-11) Wiora interpretiert diese Rufe als rituelles Jauchzen.

Wie wir sehen können, geht es bei heidnischen Bräuchen und frühmittelalterlicher Rechtspflege durchaus laut zu. Einerseits werden böse Geister durch lautes Schreien oder Instrumente gebannt, andererseits sind auch Gebete zu den Göttern mit Gesängen verbunden. Darüber hinaus sehen wir auch zu Beginn der Erzählung, dass die Zusammenkunft der Gemeinde akustisch durch ein Blasinstrument verkündet wird. Beides, sowohl religiöse Musik, als auch akustische Signalzeichen, finden wir im mittelalterlichen

Christentum wieder. Auch wenn natürlich die Kirchenmusik zunächst viel weniger exaltiert abläuft, so ist es dennoch bemerkenswert, dass die zwei lautesten Tonerzeuger im Hochmittelalter mit der Kirche verbunden waren: die Glocke und das lauteste nichtelektronische Musikinstrument: die Orgel. Bezüglich der Orgel ist es aufschlussreich, ihre ursprüngliche Bedeutung anhand des Kontaktes zwischen Karl dem Großen und Byzanz zu betrachten. Der Besitz dieses Musikinstrumentes wurde von den Franken als ein Symbol kaiserlicher Macht betrachtet, und man bemühte sich, das Instrument nachzubauen. Als dies unter Ludwig dem Frommen gelang, frohlockte Ermodus Nigellus in einem Lobgedicht an den Kaiser: „Selbst die Orgel, die das Frankenreich nie hervorgebracht hat, die Orgel, deren sich die Griechen allzu überheblich rühmen und die für Konstantinopel der einzige Anlass war, sich dir, o Kaiser, überlegen zu fühlen, die Orgel ist jetzt im Besitz der Pfalz zu Aachen.“ (zit. nach Möller 1991:145) Lärm ist auch hier mit Sakralem verbunden und daher mit kaiserlicher Würde und Macht. Erst später sollte die Orgel zum wichtigsten Kirchenmusikinstrument werden.

Die Glocke und die akustische Kommunikation

Betrachten wir nun die Glocke etwas genauer. Der Ton der Glocke gilt als *der* Signalton des Mittelalters schlechthin. Huizinga schreibt: „Einen Laut gab es, der den Lärm des geschäftigen Lebens immer wieder übertönte, der, wenn auch noch so vielfältig, doch nie verwirrend klang und alles vorübergehend in eine Sphäre der Ordnung emporhob: die Glocken.“ (Huizinga 1975¹¹:2) Dazu sei noch einmal auf die Geschichte dieses uralten Signalinstrumentes hingewiesen: Ursprünglich aus Vorderasien stammend, kam die gegossene Glocke erst zwischen dem 6. und 8. Jh. nach Europa. (Die antiken und frühesten mittel-

alterlichen Kirchen hatten weder Turm noch Glocke.) Aufgrund der großen Bedeutung der Institution Kirche finden wir die Glocke bald fast ausschließlich in Kirchen. Die Bedeutung der Glocke war damals zweifellos eine weitaus größere als in späteren Zeiten. Zunächst war die mittelalterliche Gesellschaft in Ermangelung von visuellen Kommunikationsmöglichkeiten wie Zeitungen und Flugblättern, zwangsläufig viel stärker akustisch orientiert als die heutige. So gibt uns Notger der Stammler eine anschauliche Beschreibung der Situation in einem hunnischen Dorf im 9. Jh.: „Innerhalb dieser Dämme (die der Befestigung des Dorfes dienten, Anm. d. Verf.) lagen Dörfer und Höfe so, dass man vom einen zum anderen eines Mannes Ruf hören konnte ... Auch waren von Ring zu Ring derart überall die Besitzungen und Wohnungen angelegt, dass man auf allen Besitzungen jedes Hornsignal vernehmen konnte.“ Wir sehen anhand dieses Berichtes, welchen Stellenwert akustische Kommunikation im Frühmittelalter hatte. Und wie einfach sie in der damaligen „Hi-fi-Lautsphäre“ durchgeführt werden konnte. Bedeutend erscheint mir auch die Erwähnung des Hornes als Signalinstrument, das die Bewohner einer bestimmten Umgebung warnen oder zusammenrufen konnte. Die Glocken übernehmen insofern später nur eine Rolle, die bereits vorher durch andere Kommunikationsmittel ausgeübt worden war.

Die Zeitangabe war in diesem Kommunikationssystem anfangs wohl eher eine untergeordnete Funktion der Glocken. Wir heutige Menschen sind vom Zeitmessungssystem geprägt, sodass wir das Glockenläuten vor allem mit der Uhrzeit verbinden. Der mittelalterliche Bauer lebt aber in einem anderen Rhythmus. Für ihn sind die Zyklen der Natur (Sonnenauf- und -untergang, Jahreszeiten) die wesentlichen Größen. Die künstliche Zeitmessung gewinnt erst mit der Zunahme des Handels und der städ-

tischen Wirtschaft an Bedeutung. Halten wir dabei noch fest, dass der Beginn der öffentlichen Zeitangabe nicht visuell war, sondern rein akustisch (von den nur sehr beschränkt einsetzbaren Sonnenuhren abgesehen). Die ersten Kirchturmuhren tauchen erst 1335 in Mailand auf, also erst viele Jahrhunderte, nachdem die Zeit bereits akustisch durch Glockenschlägen angegeben wurde (Kühnel 1986³: 9-16). So hatte schon im 7. Jh. Papst Sabinianus in einer Bulle verfügt, dass die Klostersglocken siebenmal am Tag geläutet werden sollten (Schafer 1988:77). Die Glocken des Frühmittelalters verwendeten dabei aber nicht das heutige Zeitsystem von immer gleich langen Stunden, sondern das kanonische System mit unterschiedlich langen Tages- und Nachtstunden (abhängig von Sonnenauf- und -untergang).

Die mittelalterliche Glocke erfüllte aber Funktionen, die weit über die Zeitangabe hinausgingen. Die Glocke lud zu kirchlichen Feiern (Messe, Beichte, Hochzeit, Begräbnis), verkündete aber auch zahlreiche Ereignisse des profanen Lebens in ihrer Funktion als Markt-, Gerichts-, Feuer-, Sturm- und Notglocke. Darüber hinaus übte die Glocke auch sozusagen eine magische Funktion aus, indem sie Unheil abwehren oder vertreiben sollte. Dies ist der Fall zum Beispiel bei Pest- und Wetterglocken (Brockhaus 1988¹⁹:599).

Hören statt lesen – öffentliche Kommunikation **Akustische Kommunikation in einer nichtschriftlichen Kultur**

Die Mönche waren die einzigen, die im frühen Mittelalter des Lesens und Schreibens kundig waren. Bis ins Hochmittelalter hinein spielte die intellektuelle Ausbildung der Adligen nur eine untergeordnete Rolle, und meistens war das Lesen lernen kein Teil davon. Selbst wenn aber Texte niedergeschrieben wurden, so waren diese starken Einschränkungen unterworfen: Pergament war sehr teuer, und nur wichtige religiöse

Texte oder wichtige Geschäfte und Entscheidungen wurden aufgezeichnet. Aus all dem geht klar hervor: sprachliche Kommunikation im Mittelalter ist akustische Kommunikation (Ahern 1976).

Diese Tatsache ist für unsere Vorstellung vom Mittelalter eminent wichtig. Das Hören hatte eine noch größere Bedeutung als heute, denn wenn man etwas nicht hörte, konnte man es auf keinem anderen Weg erfahren. Damit funktionierte auch das Memorieren von Wissen unter ganz anderen Bedingungen als in entwickelten Schriftkulturen. Wir können wohl davon ausgehen, dass der mittelalterliche Mensch besser hinhörte, aber auch Informationen besser im Gedächtnis behalten konnte, wenn er sie hörte. Nur durch diese bessere Zuhör- und Gedächtnisleistung kann man die jahrhundertlang funktionierende Tradition von Gesetzen und literarischen Werken verstehen.

Auf wen hört der mittelalterliche Mensch? – Politische Kommunikation im Mittelalter

Die rein akustische Kommunikation hatte Auswirkungen nicht nur im literarischen, sondern auch im politischen Bereich. Es war schwierig, unter den infrastrukturellen und kommunikativen Bedingungen des Frühmittelalters eine zentrale Verwaltung einzurichten für Gebiete, die teilweise größer waren als die heutigen Staaten. Der Kontakt zwischen dem Herrscher und seinen Untertanen funktionierte nur mit Hilfe von „Mittelsmännern“ (Lehensmännern, Vasallen), die den Kontakt zwischen den verschiedenen Ebenen der gesellschaftlichen Realität schufen. Die wesentliche politische Zuordnung der meisten mittelalterlichen Menschen war damit die Zuordnung zu einem Grundherren. Die deutsche Sprache spiegelt dabei sehr anschaulich wider, wie die Kommunikation in dieser Abhängigkeit funktionierte: man nennt die persönlich oder dinglich Unfreien

„Hörige“, also Menschen, die auf ihren Grundherren hören mussten. Diese Etymologie ist vielleicht noch nahe liegend, höchst interessant ist aber die Tatsache, dass auch das besitzanzeigende Verb *gehören* vom Hören kommt. Man war Teil – also Besitz – einer Grundherrschaft, einer Familie, etc., weil man auf den jeweiligen Vorgesetzten *hören*, also *gehörchen* musste (Etymologisches Wörterbuch des Deutschen:522f).

Fides per Auditum – die Kirche und das Hören

Die Kirche war zumindest im Früh- und Hochmittelalter die Institution, die sich am meisten um das Weiterbestehen von Schriftlichkeit und Wissenschaft kümmerte. Aus der Schriftreligion des Judentums entstanden und durch die Kultur des Hellenismus beeinflusst, wurden die wesentlichen Lehren und das Leben Jesu Christi sehr früh schriftlich festgehalten. Da das Christentum darüber hinaus eine Bekehrungsreligion ist und daher eine umfassende Missionstätigkeit entwickelte, war auch die Aufrechterhaltung der Kommunikation mit weit entfernten Gemeinden auf schriftlichem Weg eine Notwendigkeit (vgl. die Paulusbriefe). Andererseits aber gelang es auch der christlichen Kirche nicht, in Westeuropa einen Verschriftlichungsgrad aufrecht zu erhalten, der dem der Römerzeit gleichgekommen wäre. Darüber hinaus hatte die christliche Kirche viele visuelle Riten übernommen, teilweise aus dem Judentum, teilweise aus der römischen Kultur, teilweise auch in synkretistischer Weise von heidnischen Religionen.

Genauso wichtig war im Mittelalter der akustische Aspekt des Kultes. Wie bereits weiter oben erwähnt, besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen Lärm und dem Heiligen. Wenn auch christliche Gottesdienste nicht so lärmend gewesen sein mögen wie manche nichtchristliche Kulte, so fällt dennoch auf, dass auch in der Kirche die Musik eine

große Rolle spielte. Allerdings war dies nicht von vorneherein klar, denn die Musik wurde von einigen körperfeindlich orientierten Denkern nicht ohne weiteres als liturgisches Mittel akzeptiert, war sie doch noch in der Antike vor allem für Tanz und Sinneslust eingesetzt. Ein Abschnitt von Augustinus' *Confessiones* bringt den damaligen Konflikt zwischen musikalischer Sinnesfreude und religiöser Inbrunst klar zum Ausdruck: „So schwanke ich hin und her zwischen der Gefahr der Sinneslust und dem Erlebnis heilsamer Wirkung, aber ich neige, ohne freilich ein unwiderrufliches Urteil auszusprechen, mehr dahin, den Brauch des Singens in der Kirche gutzuheißen: es sollen die Freuden des Gehörs dem unstarren Gemüt zur höheren Seelenbewegung der Andacht verhelfen.“ (Augustinus 1956:199f) Augustinus erkannte also den großen Einfluss von Musik auf die Seele und wollte sie daher der Mission und Liturgie nutzbar machen, anstatt sie zu verdammen.

Wenn wir von der Bedeutung des Gehörten für die Kirche sprechen, so dürfen wir auch den akustischen Effekt der mittelalterlichen Kirchenbauten nicht vergessen. Natürlich stand in der Architektur der visuelle Eindruck im Vordergrund, daneben besitzen aber die mittelalterlichen Kirchen eine sehr spezifische, eindrucksvolle Akustik, die die Menschen aus ihrer gewohnten Welt herausreißt und in eine sakrale Lautsphäre versetzt. Der wesentliche Aspekt ist dabei die Nachhallzeit, also die Zeitspanne, die von der Erzeugung eines Schalleizes bis zu seinem Verschwinden verstreicht. Da die niederfrequenten Töne am längsten im Raum weiterschwingen, kommt zum rein quantitativen Aspekt auch noch ein qualitativer Effekt hinzu: Töne klingen in mittelalterlichen Kirchen daher länger und feierlicher. Man bedenke nur, dass eine gotische Kathedrale eine Nachhallzeit von bis zu acht Sekunden aufweisen kann. Im Vergleich dazu haben selbst

Konzerthäuser Nachhallzeiten von lediglich zwei Sekunden (Blaukopf 1996:193f)! Auch die Einführung der Orgel als Kircheninstrument (ab der Karolingerzeit) ist ein wichtiges Element zur Schaffung einer besonderen, sakralen Lautsphäre, denn nicht umsonst wurde das lauteste zugleich zum typischen liturgischen Instrument (Schafer 1988:71f).

Der Klang der Stadt

„Es ist absolut unmöglich, irgendwo in der Stadt zu schlafen.“
(Juvenal, Dritte Satire, 117 n. Chr.)

Es gibt eine Veränderung im Mittelalter, die bedeutende Konsequenzen auf die Lautsphäre nach sich zog: die Wiederentdeckung der Stadt. Ich verwende das Wort „Wiederentdeckung“, da die Stadt ja bereits in der römischen Antike ein in halb Europa verbreitetes Phänomen gewesen war, das mit dem Zerfall des Römischen Reiches stark an Bedeutung verlor (abgesehen von Ausnahmen wie York, Trier, Regensburg und manchen anderen Städten, die auch im Frühmittelalter einen einigermaßen städtischen Charakter bewahrten). Es wäre also falsch, von einer neuen, im Mittelalter geborenen Lautsphäre zu sprechen. Schließlich zeigt uns ja schon Juvenals eingangs erwähntes Zitat bezüglich des antiken Roms, dass auch die antike Stadt mit denselben akustischen Problemen zu kämpfen hatte wie die spätmittelalterliche und vor allem die moderne Stadt: Lärm.

Was sind nun die Elemente, die eine städtische Lautsphäre so anders klingen lassen? Zunächst ist es natürlich die größere Bevölkerungskonzentration, die bewirkte, dass mehr Menschen – und ihre Geräusche – auf kleinerem Raum aufeinander treffen. Die Bevölkerungszahl stieg in Florenz, Köln und Paris im Spätmittelalter auf ca. 100.000 Einwohner. Abgesehen vom damit verbundenen Anstieg des Geräuschpegels erscheinen mir aber die neuen, spezifischen Geräusche

der hoch- und spätmittelalterlichen Stadt besonders interessant.

Die steinerne Stadt

Einer der neuen Laute war das Geräusch der Steine. Natürlich gab es Steinbauten auch schon früher, aber erst in der hochmittelalterlichen Stadt wird Stein zum vorherrschenden Baumaterial. So wie das Klima und die Topographie ruft auch das vorherrschende Baumaterial einer Region eine spezifische Lautsphäre hervor. In der erwähnten Studie Samuel Rosens über den Sudan war bereits von der Bedeutung hart reflektierender Flächen für die Intensität von Geräuschen die Rede. Mit der Einführung von steinernen Hausfassaden in einer Siedlung ist daher selbst bei gleicher Geräuschhäufigkeit eine höhere Lärmintensität verbunden. Stein reflektiert aber nicht nur Geräusche, er ruft auch neue hervor. Schafer vermerkt daher: „Der Stein und die Objekte, die an ihn anstoßen, absplittern oder zerkratzen, bilden die erste Notenzeile aus den europäischen Grundtönen.“ (Schafer 1988:80)

Eine der markantesten Änderungen in der mittelalterlichen Lautsphäre rief in vielen Städten die Pflasterung der Stadt hervor. Zwar hatten die meisten kleineren Städte noch lange Zeit keine Straßenpflasterung, in den großen Städten setzte sie sich aber im Spätmittelalter weitgehend durch. Die ersten sicheren Nachrichten über die Pflasterung der Straßen stammen aus dem 13. Jh. aus Köln. In Augsburg tauchen Abrechnungen für die Pflasterungsarbeiten im Jahr 1324 auf. In Lübeck finden wir im Jahr 1310 einen „Meister des Pflasters“ und in Wien im Jahre 1376 den „Überleger“ Magister Johannes, der für das Pflastern von Straßen 162 Pfund Pfennig und für das Ausbessern bereits bestehender gepflasterter Straßen 124 Pfund Pfennig erhielt. Da es sich um Ausbesserungsarbeiten handelte, darf man davon ausgehen, dass die Wiener Straßen schon lange

vor dem Jahr der ersten Nennung gepflastert wurden. Das Material für die Pflasterung der Wiener Straße kam zum Teil von Steinbrüchen auf der Hohen Warte, wobei außer Wien nur Nürnberg im deutschen Raum behauene Steine verlegte. In den übrigen Städten verwendete man Flusskiesel als Belag.

War die Pflasterung von Straßen einerseits nützlich, so stieg damit andererseits die Lärmbelastung an; Holzwägen können auf gepflasterten Straßen durchaus starken Lärm erzeugen, und auch alle anderen Tätigkeiten werden lauter. So stellte zum Beispiel das Rollen von Fässern auf Straßenpflaster eine derartige Belästigung dar, dass diese Tätigkeit in manchen Städten verboten wurde.

Handwerkslärm

Noch viel stärker als die Pflasterung der Straßen, die ja wie gesagt nicht überall durchgeführt wurde, wirkte sich die Konzentration verschiedenster Handwerke im städtischen Bereich aus. Handwerksbetriebe, die es auch schon vor dem Aufschwung der Stadt gegeben hatte, befanden sich nun in nächster Nähe zu den Wohnhäusern hunderter Menschen, die daher auch deren Auswirkungen mittragen mussten. In den mittelalterlichen Quellen begegnen uns immer wieder Regelungen, die sich auf lärmintensive Handwerke bezogen. Das betraf besonders die Schmiede, die bis zur industriellen Revolution die lautesten Arbeitsgeräusche hervorriefen. In vielen Städten schränkte man daher die Arbeitszeit der Schmiede durch eine eigene „Schmiedeglocke“ ein, nach deren Läuten die Schmiede ihre Arbeit ruhen lassen mussten. Während sich aber geruchsintensive Gewerbe, wie Gerber oder Fleischhauer in fast allen Städten außerhalb der Stadtmauern ansiedeln mussten, konnten die nur lärmintensiven Schmiedewerkstätten vielerorts im Zentrum verbleiben. Dazu gibt es zwei mögliche Erklärungen: entweder ist die

Ansiedlung der Gerber vor der Stadt lediglich mit der Notwendigkeit der unmittelbaren Nähe und Wasser verbunden, oder der mittelalterliche Mensch empfand Lärm als nicht so unangenehm wie Gestank. Vieles deutet auch darauf hin, dass Lärm eher toleriert wird, wenn er als notwendig erscheint, wenn er also etwa mit Arbeit verbunden ist (Bugliarello 1986:7). So wurde auch bis ins vorige Jahrhundert der Lärm der ersten Fabriken toleriert, während es schon in der frühen Neuzeit Beschwerden gegen das Lärmen von Studenten und Betrunknen gab.

Trotz dieser prinzipiell höheren Toleranz gegenüber Arbeitslärm, finden wir aber in einigen mittelalterlichen Verträgen das Bemühen, sich durch spezielle Kaufverträge vom Lärm fernzuhalten. So verwahrte sich die Universität Tübingen seit ihrer Gründung 1477 gegen lärmintensive Handwerksbetriebe in ihrer Nähe. Bei einem Hausverkauf im Jahre 1513 musste sich der Käufer verpflichten, keine Leute aufzunehmen, „weder schmide, schlosser, kessler, binder, wagner, schriner und gemeinlich khein hantwercksmann oder personen, so schmidwerck tryben und bolsdern, klopfen oder bölent.“ (zit nach Kühnel 1986³:63f)

Die Geräuschkulisse der Städte führte dazu, dass die Klangwelt neuartigen Regelungen unterworfen wurde. Mit dem städtischen Selbstverwaltungssystem hatte man für diese Zwecke ein geeignetes Instrumentarium zur Verfügung.



Der Sehsinn nur ein Sinn?

In der Wahrnehmungspsychologie unterscheidet man zwei Fern- und sechs Nahsinne, sowie Form- und Farbwahrnehmung, doch der Mensch empfindet den Sehsinn, als nicht in viele visuelle Sinne geteilt, sondern nur als einen.

Sehen gilt als selbstverständlich, ist aber eine hochkomplexe Leistung des Zentralnervensystems und erfolgt mit Hilfe eines Mechanismus. Sehr verkürzt: Aus drei Organisationsprinzipien (Spezifität, Lokalisation, Transduktion) und vielen Einzelinformationen wird eine Gesamtbedeutung hergestellt. Der Wahrnehmungsmechanismus gleicht auch die ständigen Veränderungen (Helligkeit, Größe, Ort, Gestalt, Farbigkeit) bei uns bekannten Dingen aus.

Mit dem Sehen werden die Grenzen des eigenen Körpers überschritten: Es überbrückt die Entfernung zu den Dingen und lässt sie doch an ihrem Ort, so bleibt auch eine Distanz bestehen. Sehen dient zur Umweltorientierung, die auch bei eigener Bewegung (Laufen, Gehen) gewährleistet ist.

Sehen lässt sich jedoch nicht nur auf physiologische Bedeutung reduzieren, sondern wurde immer auch in einem erweiterten Sinn verstan-

Über das Sehen – Short Cuts Punktueller Annäherungen an eine komplexe Thematik

den. Der Sehsinn wurde und wird vielfach als der höchste menschlichste Sinn, als edler Sinn bewertet, durch ihn wird dem Menschen eine Welt eröffnet, die über die visuelle Wahrnehmung weit hinausgeht. Das bloße Sehen bildet Dinge nicht einfach nur ab, im Gehirn wird das geistige Bild des Gegenstandes erzeugt.

Bei den Griechen galt dieser Sinn, der Gesichtssinn, als der des Erkennens. Viele Metaphern des Erkennens nehmen optische Sachverhalte auf. „*Was siehst du aber den Splitter im Auge deines Bruders, doch den Balken in deinem Auge nimmst du nicht wahr.*“ (Matthäus 7, Vers 3)

Sehen kommt vor Sprechen. Sehen steht in einer Wechselbeziehung zwischen Wahrnehmung und Wissen. Wahrnehmung unterscheidet und wählt aus. Die Auswahl ist von vielen Faktoren abhängig: Maßgeblich von sozialen Kontexten, aber auch von persönlichen Erwartungshaltungen und individuellen Momentaninteressen. Jugendliche werden in ihrer visuellen Umwelt andere Dinge wahrnehmen als alte Menschen, Frauen (unter Umständen) anderes sehen als Männer.

Jeder Mensch lebt in einer bestimmten Umwelt, die von Natur und vom Menschen geprägt ist. Er lebt aber auch in einer Gesellschaft, in einer bestimmten Epoche, in einem Kulturkreis und in unterschiedlichen geographischen Räumen, und somit in einer jeweils spezifischen Bilderwelt. In den historisch gesellschaftlichen und

kulturellen Bedingungen formt sich das Sehen unterschiedlich aus und bedingt einen historischen Wandel dieser menschlichen Grundkonstante.

Erinnerungen, Wunschbilder und Phantasien gehen in unser Sehen ein.

Von Angesicht zu Angesicht

Dieses Sehen ist abhängig von Zeit und Raum und erfordert persönlichen Kontakt. Ich spiegle mich in den Augen der anderen, kann absehen, wie ich wirke, jede/r erzeugt ein je individuelles Bild des/r anderen.

Ich bin zugleich sehend und sichtbar und in dem, was ich sehe, erkenne ich die andere Seite meines Sehvermögens. Diese Verschränkung der wechselseitigen Wahrnehmung steuert mein Verhalten: Was lasse ich sehen, oder was will ich die anderen sehen lassen, welches Bild von mir will ich zeigen?

Bei der face-to-face Kommunikation begegnen sich Blicke, in Sekundenschnelle interpretieren wir die Blicke der/s anderen. Was wir ihnen zuschreiben, ist aber die eigene Reaktion auf stumme Signale fremder Augen. Es kommt uns so vor, als ob Augen etwas ausstrahlen, aber an sich ist der physiologische Sehapparat beim Sehen ausdruckslos. Was sich verändert sind die Pupillen. Den Verhaltensforschern nach zeigen wir Wohlwollen, Sympathie, Interesse, wenn die Pupillen erweitert sind.

„Wer schaut am längsten?“ Bei

diesem Kinderspiel schauen sich zwei gegenseitig so lange in die Augen bis einer von beiden den Blick abwendet oder lachen muss. Dies ist zwischen Erwachsenen nur unter gewissen Umständen – wie tiefe Blicke tauschen – möglich. In den meisten Fällen würde ‚Anstarren‘ als Provokation, Herausforderung und Bedrohung angesehen werden, und hätte in bestimmten Zeiten zur Aufforderung zum Duell geführt.

In vielen Kulturkreisen wurden magische Kräfte den Augen zugeschrieben, dem Aberglauben nach, bedroht der ‚böse Blick‘ Leib, Leben und Besitz. Heiligenbilder, Fetische und Abwehrrituale (Gesten) sollen davor schützen und den bösen Zauber brechen.

Der vor-bildliche Andere

In der höfischen Adelsgesellschaft des Mittelalters, in der Schrift eine sekundäre Rolle spielte, musste Herrschaftsanspruch und die damit verbundenen Statusdifferenzen sichtbar demonstriert werden. Illiterate Gesellschaften sind stärker auf sinnliche Erfahrungen – Augen und Ohren – angewiesen als z.B. bürokratisch organisierte Gesellschaften der Neuzeit. Da die Repräsentation von Macht und Herrschaft auf den Raum der wechselseitigen Wahrnehmung hin orientiert ist, verlangt dies Teilhabe, Nachahmung und Verinnerlichung von kollektiven Verhaltensweisen, Normen und Werten. So lauten die Anweisungen für den jungen Adeligen in mittelalterlichen Erziehungsschriften vielfach: „*Sehen und Hören*“, er möge „*sehend, hörend und gedenkend*“ höfisches Verhalten nachahmen. Sie sind ein „*Spiegel dem Kind*“, der vorbildliche Andere. „*Und kann er keine Bücher lesen oder keine erlangen, [...] so soll er einen tüchtigen, zuverlässigen, weisen Mann zu einem ‚Spiegel‘ erwählen, dem Wort und Werke gut gelingen. Dem soll er folgen, soweit wie möglich.*“ So steht es im Ritterspiegel des frühen 15. Jahrhunderts (zit. nach Wenzel

1995:28) „*Man soll dem Manne folgen, der besser anzuschauen ist als anzuhören ...*“ rät Thomasin von Zerclaere (1185–1259?) in seinem Lehrgedicht „Der Wälsche Gast“ (zit. nach Wenzel 1995:31).

Die ‚Vorbildlichkeit‘ der Teilnehmenden wurde ständig überprüft: Die Haltung demonstriert, welchen Status der einzelne in der sozialen Raumstruktur behauptete, und machte die Hierarchie dieser Gesellschaft sichtbar. Zwischen den einzelnen Rängen waren unterschiedliche körperliche Abstände einzuhalten, nur bestimmte Blicke waren erlaubt. Die visuelle Kommunikation – kollektives kulturelles Sehen – war in der höfischen Gesellschaft hierarchisch strukturiert und geregelt: Alle beugen sich vor dem Blick des Königs, der junge Adelige vor dem des Ritters, generell gilt, die Frau beugt sich vor dem Blick des Mannes. Nicht nur in den höfischen Erziehungsregeln, sondern auch in Klosterordnungen, wird die Unterwerfung des Blicks gefordert.

Wie Frauen schauen sollten: So „*sind es wilde Blicke, wenn die Augen hin und her fliegen, als ob sie flatterhaftig sei und diese ohne Maß ...*“ oder „*Welche Frau die Augen rauf, runter und hinüber wirft wie einen Ball und das auch noch mit viel Gelächter, die schmückt das Haus der Tugend nicht.*“ (Winsbeckin ein Lehrgedicht zwischen Mutter und Tochter, zit. nach Wenzel 1995:139)

Wo und wie wird heute Status sichtbar? Bart, Haupthaar (z.B. Zeichen der Merowinger Könige) und Kleidung sind insofern in unserer Gesellschaft keine Statussymbole mehr, da sie alle tragen dürfen. Für uns aber wird sichtbar, über welche Kaufkraft der/die TrägerIn verfügt. Wer kann sich welche Marken leisten? Kleidervorschriften gelten für bestimmte Berufsgruppen (Bank-, Servierpersonal). Im privaten Lebensraum halten wir Spielregeln ein, um ‚angesehen‘ zu sein: Die richtige Kleidung passend zum Anlass, zur Tätigkeit und zum Ort.

Jugendliche zeigen sich in bunter Vielfalt, anhand von äußeren Merkmalen ordnen wir sie – und sie sich selbst – einzelnen Jugendkulturen zu, die mit unterschiedlichen Musikstilen und Freizeitaktivitäten verbunden werden. Dem ‚bildlich Anderen‘ zu begegnen, bedeutet vielfach – nicht nur bei Jugendlichen – Abwertung, Ausgrenzung und Konfliktpotenzial.

Bei Treffen von ‚Mächtigen‘ wird zumindest eine Gleichrangigkeit der Blicksymmetrie dargestellt, alle sitzen an einem runden oder ovalen Tisch.

Schauraum – Duftraum – Klangraum – Erfahrungsraum

Die Kathedrale, so schreibt Jaques Herr „*[...] sie ist der Ort, wo sich unter den Gewölben der Schiffe und des Chors, zwischen riesigen bestickten Wandbehängen oder Tapisserien, im Duft von Weihrauch und frischen, zu kunstvollen Teppichen angeordneten Blumen, die Prozessionen entfalten, wo kunstfertige ‚Maschinen‘ und lebende Bilder zur Schau gestellt werden.*“ (zit. nach Wenzel 1995:100)

Durch die sinnliche Wahrnehmung wird die Herrlichkeit Gottes erfahren. Alles bildet eine Einheit: Der Kirchenbau, die Glasbilder, der kunstvoll geschnitzte Altar, *große Räder geschmückt mit funkelnden Lichtern und Edelsteinen*, unendlich kunstfertige Kandelaber aus ziselierem Erz, der Fußboden geschmückt mit Engelsdarstellungen und Heiligenbildern, vergoldete Statuen und – die Liturgie. Die Erkenntnis des Übersinnlichen wird zwar nicht allein, aber doch zentral durch Anschauung erfasst.

Dieses Übermaß an augenfälligen Reizen, so befürchtete Bernhard von Clairvaux (1091–1153), hält die Menschen vom wahren Glauben ab: „*Schließlich bietet sich von allen Seiten eine so große Vielfalt der Formen, dass man verführt ist, eher im Marmor zu lesen denn in den Büchern, und seine Tage lieber*

mit der Bewunderung dieser Dinge zu verbringen, als das göttliche Gesetz zu meditieren [...]. (zit. nach Wenzel 1995:104) „Denn der Glaube geht gewiß aus dem Gehör, nicht aus dem Sehen hervor. [...] Und einzig im Glauben, wie auch in der Hoffnung machte er die Augen schwach und die Ohren stark.“ (zit. nach Wenzel 1995:60) Bernhard plädierte in augustinischer Tradition für das Hören, Hieronymus um 348–420 gab dem Sehen den Vorzug: „Die heilige Schrift aber will, dass das Volk nicht alleine durch die Ohren, sondern durch die Augen belehrt werde. Es wird nämlich, wie ich bereits ausgeführt habe, durch den Geist mehr das bewahrt, was durch das Sehen, als das, was durch das Hören in die Seele übergeht.“ (zit. nach Wenzel 1995:61)

Wie sehr unterscheidet sich unsere museale Betrachtung sakraler mittelalterlicher Bilder – mit meist distanzierterem Blick – von dem religiösen Glauben der damaligen Betrachter, die diese Bilder in ihrem Kontext – Zeit und Raum – erlebten. Welche multisensorischen Erlebnisse haben wir?

Neue Welten

Den Augen als Sehorganen sind Grenzen gesetzt: Durch ihre langsame Reaktion können sie leicht getäuscht werden, z.B. bei Kartentricks und Zauberkunststücken – die eingeübte Fingerfertigkeit des/r VorführerIn kann sie überlisten. Auch die Sichtweite des Menschen ist begrenzt, etwa im Vergleich zum sprichwörtlichen Adlerblick.

Im Mittelalter gab es erstmals Bestrebungen, Mängel der Augen (krankhafter oder altersbedingter Verlust der Sehschärfe) zu beheben, und den Gesichtssinn durch Sehhilfen auszugleichen. Um 1300 wurde in Oberitalien die Brille

erfunden. Für ihre schnelle Verbreitung – selbstverständlich nur für herrschende und besitzende Schichten – zeugt ein Ratserlass der Stadt Venedig im Jahr 1301, dass sich die Brillenhersteller – dem Gewerbe der Glasmacher unterordnen müssen. Die damals übliche Form der Brillen waren die, die man mit der Hand vor die Augen hielt, unsere heutige Ohrenbrille kam erst nach 1850.

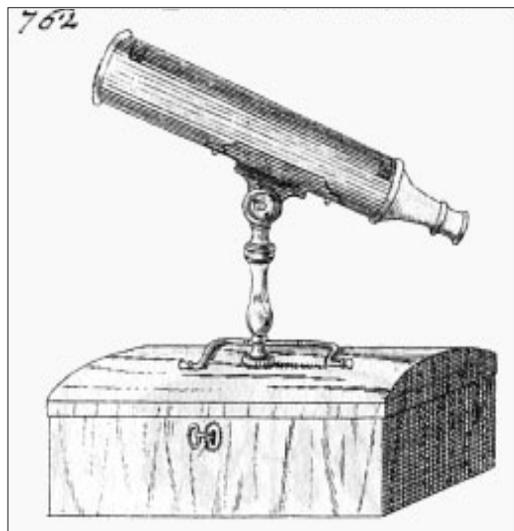
Zwei optische Geräte haben die visuelle Wahrnehmung des ‚normalen Sehvermögens‘ radikal verändert: Mikroskop und Fernrohr.

Um 1600 wurde im holländischen Raum – vermutlich von Vater und Sohn Jansen – das Mikroskop erfunden und eröffnete den Blick auf eine zwar vorhandene, aber bislang nicht sichtbare Welt. Dinge kamen in den Blick, die man vorher ihrer Kleinheit wegen mit bloßen Augen nicht sehen konnte. Unbekannte Mikrowelten wurden den Menschen zugänglich.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften und vor allem die der medizinischen Forschung war und ist bis heute – Elektronenmikroskop – von dieser Erfindung abhängig.

Durch das Fernrohr wurde das Weltbild des Menschen im wahrsten Sinn des Wortes verändert. Galileo Galilei erkannte als erster dessen enorme Bedeutung für die Astronomie: Er entdeckte mittels Fernrohr die vier Jupitermonde. In *Zedlers Universal-Lexicon* von 1735 heißt es: „Es ist dieses eine der vortrefflichsten Erfindungen vorigen Seculi, wodurch den Weltweisen die Augen der Gestalt eröffnet worden, daß sich der Himmel bey ihnen in eine andere Gestalt, wie sie ihn sonst eingebildet haben, verwandelt, und die Natur dadurch gezwungen, dasjeniger eröffnet hat, was sonst weit vor unseren Augen verborgen würde geblieben seyn.“

Nicht verborgen blieb den Menschen allerdings auch die Bedeutung des Fernrohrs für die Kriegsführung, seit der Patentanmeldung 1608 wurde es dafür eingesetzt.



Teleskop aus der Tafel VIII des Bestelmayerkatalogs, Zürich 1979 (Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1903) Nr. 762: Ein sehr gutes englisches Teleskop mit einem Stahlspiel, in Messing gefaßt, kostet nebst dem Kästchen, welches ihm sogleich als Stativ dient, 88 fl.

Sehen durch fremde Augen Vom ‚reinen Sehen‘ des individuellen Betrachters zum Sehen aus ‚zweiter Hand‘.

Die gesellschaftlich vermittelte Normierung dessen, was wir sehen, prägt die Art, wie wir es sehen. Dem unterliegen auch die Künstler, welche die Erscheinungen der Welt abbilden. Vom Sehen der eigenen ‚Wirklichkeit‘ zum Sehen anderer fremder Wirklichkeiten, Phantasien und Vorstellungen, die von Künstlern geschaffen wurden.

Durch das Medium Bild wird Absicht, Denkweise und Wertvorstellungen nicht nur derer vermittelt, welche die Bilder herstellten, sondern vor allem jener, die sie in Auftrag gaben. Jahrhunderte wurde gezielt für Eliten – Adel und Kirche, später auch für das Bürgertum – produziert. Durch Abgebildetes wurden Herrschaftsanspruch, Machtverhältnisse und Geschlechterrollen festgehalten und gesichert.

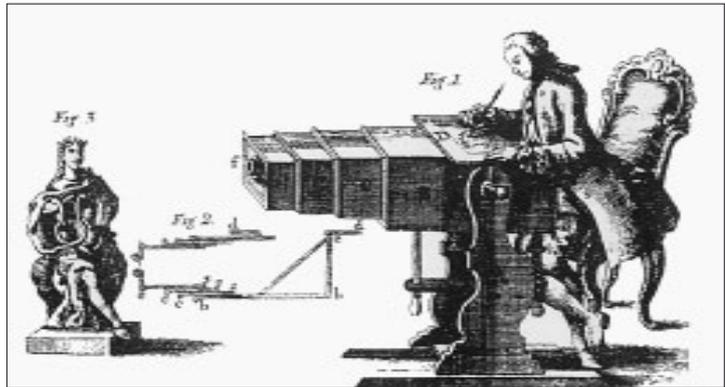
In Bildern wurde gezeigt, – was und wer – wie gesehen werden soll.

Die nackte Frau im Bild ist ein immer wiederkehrendes Thema in der europäischen Malerei. Die Form der Aktdarstellung zeigt eine Art des Sehens, die im Gemälde zuerst realisiert wurde und bis heute vor allem in der Werbephotographie sichtbar wird. Die Frau wird als Objekt, als Besitz dargestellt, und lässt ihr Wissen erkennen, von einem Betrachter nackt gesehen zu werden. Die Hauptperson ist nicht im Bild: Der Mann als vorausgesetzter Betrachter. In nichteuropäischen Kulturen – in indischer, persischer und afrikanischer Kunst – wird Nacktheit von Frauen nie so passiv und träge gezeigt.

Vergangene Bilderwelten sind uns nur begrenzt zugänglich, da unsere Interpretationen aus heutiger Sicht getroffen werden. Wie ein Mensch damals Sinnesreize wahrgenommen hat, wissen wir in den wenigsten Fällen. Die abgebildete Wirklichkeit aus früheren Zeiten – die Botschaft, die Information – ist des gesamten

sozialen Umfeldes entkleidet – präsentiert sich uns in den Museen ent-kontextualisiert.

Doch Kunstwerke beeinflussen nicht nur unsere Sicht von Welt, unterschiedlich nach dem jeweiligen Kulturkreis, in dem wir aufwachsen,



Georg Brandner: Tisch-camera-obscura 1769, Graphik aus Privatsammlung aus Frayling/Frayling/van der Meer. Das Kunst-Paket, Wien 1993.

sondern auch die Sehgewohnheiten. Unsere Vorstellungen von Schönheit, Wahrheit, Genialität, Kultur, Form und Geschmack hängen eng damit zusammen.

Seit der Frührenaissance ist in der europäischen Malerei das wichtigste Merkmal traditioneller Bilder ihre Ausrichtung auf die Zentralperspektive. Alles im menschlichen Auge konvergierte im Fluchtpunkt der Unendlichkeit, die Perspektive organisierte den visuellen Bereich als sei dies das Ideal – der Betrachter wird Mittelpunkt der Welt. Wir sind dieser Sehtradition so verhaftet, dass wir solche Bilder als ‚normal‘ ansehen. (Japaner sehen ihre Holzschnitte ohne Zentralperspektive auch als normal an.)

Ende des 19. Jahrhunderts wurde die sichtbare immerwährende Veränderung der Dinge – durch das Licht – im Impressionismus und Pointillismus zum Ausdruck gebracht. Die Dinge verloren ihre Beständigkeit. Am Beginn des 20. Jahrhunderts führten Kubismus, italienischer Futurismus und der russische Konstruktivismus diesen Prozess fort: Die Zentralperspektive wurde konsequent aufgegeben und dem Auge die Wahl der Betrachtungsweise überlassen. „Und bei den Kubisten stand das Sichtbare nicht mehr dem Auge des einzelnen

gegenüber, sondern der Gesamtheit möglicher Ansichten, die von Punkten um das dargestellte Objekt (oder die dargestellte Person) herum gesehen wurde.“ (Berger 1974:18) Das Auge des Betrachters musste also erst lernen, beweglich zu werden und den Fixpunkt selbst zu finden.

Heute wird im Gegensatz zu früher, z.B. ein impressionistisches Bild generell als schön bezeichnet, auch von jenen, die sich nicht mit Kunst befassen. So führten die neuen Sehgewohnheiten der Kunstschaffenden zur Wahrnehmungsänderung der betrachtenden Menschen.

Durch die Linse sehen

Den größten Einfluss auf die Wahrnehmungsweise der Menschen brachte das Schauen durch die Linse einer Kamera. Diese beeinflusst unsere Sehweise und schafft eine neue Sicht.

Anfang des 19. Jahrhunderts gab es mehrere Versuche – sichtlich ein Bedürfnis – flüchtige Bilder der Wirklichkeit festzuhalten. Dies gelang Niépce 1826 mit der ersten Fotografie und fast gleichzeitig Daguerre mit der Daguerreotypie (ein praktikables Verfahren).

Die Fotografie ist so sehr Bestandteil unseres täglichen Lebens geworden, dass wir sie, weil wir von ihr ständig umgeben sind, nicht mehr wahrnehmen. Die ihr eigene Technik – die Wirklichkeit der sichtbaren Umwelt in optische Bildwirklichkeit umzusetzen, diese Bilder festhalten zu können, und später dann auch zu vervielfältigen – macht den rasanten Aufstieg dieses Mediums erklärbar.

Bereits ein Jahrzehnt nach ihrer Erfindung 1839 kaufte der französische Staat die Erfindung und schenkte sie der Akademie der Wissenschaften. Wie schnell die Nachricht von der Fotografie in Europa kursierte, macht ein Artikel, der im selben Jahr im Leipziger Anzeiger erschien, deutlich: „*Flüchtige Spiegelbilder festhalten zu wollen, dies ist nicht bloß ein Ding der Unmöglichkeit, wie es sich nach deutscher Untersuchung*

herausgestellt hat, sondern schon der Wunsch, dies zu wollen, ist eine Gotteslästerung. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen worden, und Gottes Bild kann durch keine menschliche Maschine festgehalten werden. Gott soll plötzlich seinen uralten Gesetzen untreu werden und es zulassen, dass ein Franzose in Paris eine Erfindung teuflischer Art in die Welt setzt.“ (zit. nach Freund 1979:82)

Von Anfang an war die Fotografie eng mit der Kunst verbunden. Sich-porträtieren-Lassen galt Jahrhunderte als ein Privileg kleiner Schichten, erst die Fotografie brachte Demokratisierung. Der soziale Aufstieg bürgerlicher Kreise wurde sichtbar gemacht. Zur Popularität dieses Mediums trug auch die Mode der Visitenkartenbilder bei. Die Merkmale dieser Fotos waren: „*Dem Bürger gefällt, was hübsch, banal und höflich ist*“, und durch Retouchen wurde das Missfällige beseitigt (Freund 1979:73).

Von der akademischen Maltradition wurde die Fotografie zwar als eigenständige Kunst abgelehnt, aber sehr wohl von den künstlerischen Kritikern (Delacroix, Ingres, Corot, Courbet) als Hilfsmittel benutzt.

In der damaligen Zeit bestand noch der Glaube, alles und jedes erfassen zu können, so war gedacht und geplant, alle Kunstschatze der Welt zu fotografieren. Man begann mit Reproduktionen von Zeichnungen aus dem Louvre, setzte fort in Wien, Florenz und Rom – eine Kollektion von 500.000 Fotos wurde geschaffen.

Aber erst viel später – in Walter Benjamins bis heute gültigem Essay „*Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*“ (1936) wurde die unterschiedliche Rezeption von Original und Reproduktion angesprochen.

Die Einmaligkeit eines Gemäldes, einer Plastik u.s.w. ist auch an die Einmaligkeit des Ortes gebunden und niemals an zwei Stellen zu einer Zeit zu sehen. Kunstwerke zu vervielfältigen hat schon mit

Holzschnitt und Kupferstich begonnen, wurde durch die Lithographie beschleunigt, aber erst durch die weiterentwickelte Technik der Fotografie war die Möglichkeit vorhanden, millionenfach zu reproduzieren. Wie aber ein Kunstwerk auf einem Foto wiedergegeben wird, ist abhängig von dem, der hinter dem Apparat steht. Ein Detail eines Kunstobjekts verfälscht das Bild. Durch die Verfälschung des Maßstabs der Objekte hat die „*Reproduktion*“ so Walter Benjamin, nicht nur „*fiktive Kunstwerke geschaffen*“, „... *mit der photographischen Technik verliert das Kunstwerk die Aura der einmaligen Schöpfung.*“

Früher war Kunst nur elitären Schichten zugänglich, durch die Fotografie wurde sie für viele Menschen überhaupt erst sichtbar. Das gilt aber auch für fotografische Abbilder von fremden Städten mit ihren Sehenswürdigkeiten, von Landschaften mit ihrer Fauna und Flora, die nicht unmittelbar wahrgenommen werden können. Die Fotografie hat einen wesentlichen Anteil zur Demokratisierung von Bilderwelten beigetragen.

Kunstabände, Bildbände über fremde Länder bieten uns – trotz aller Vorbehalte – visuelle Information, Sinnenfreude und neue Blickwinkel.

Unterschiedliche Gebrauchsfunktionen verhalfen der Fotografie zu enormer Popularität. Großen Aufschwung erhielt sie um 1900 durch die Erfindung der Postkarte. Die Gründe dafür waren oder sind noch immer: Der/die VerschickerIn der Ansichtskarte zeigt, dass er/sie sich eine Reise (Statussymbol) leisten kann, die Karte wird als Beweis – man war dort – gekauft, und dient der eigenen Erinnerung. Eine ähnliche Funktion hat auch die Amateurfotografie, die durch die Erfindung des Rollfilms von Charles Eastman 1880 möglich wurde.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erschienen infolge weiterer technischer Entwicklungen, vermehrt Fotos in der Presse, aber erst

die telegraphische Bildübertragung begründete die Pressefotografie. Das gedruckte Foto in der Zeitung veränderte die Sehweisen der Massen. Vor der Fotografie konnte der Mensch nur Ereignisse wahrnehmen, die sich vor seinen Augen – in seiner Anwesenheit, in seiner Straße, in seinem Dorf – abspielten. Plötzlich konnten Gesichter und Personen des öffentlichen Lebens, Ereignisse, Plätze u.s.w. aus eigenem und fremdem Land gesehen und auch vertraut werden. Mit der Erweiterung des Blickfeldes wurde die Welt kleiner und machte sie vermeintlich überschaubarer. Die Fähigkeit der Fotografie die äußere Wirklichkeit genau wiederzugeben, lässt sie als unbestechliches Verfahren zur Abbildung sozialen Lebens erscheinen. Die Deformierung der Wirklichkeit beginnt aber bereits durch die Art und Weise wie ‚etwas‘ aufgenommen wird. Nur einige Kriterien, die die Aussage eines Bildes entscheidend verändern können: Augenhöhe, Vogel- oder Froschperspektive, die Wahl des Ausschnitts, Lichteffekte, Verzerrungen durch das Weitwinkelobjektiv.

Die Pressefotografie leitete das Zeitalter der visuellen Massenmedien ein. Die Manipulation der Bilder wird entsprechend den Interessen jener gestaltet, die diese Presse besitzen – Industrien, Finanzkapital, Regierungen. Als Machtinstrument ersten Ranges dient es der jeweils herrschenden Klasse, soziales Geschehen aus ihrer Sicht zu interpretieren.

Für den unbefangenen Betrachter lügt die Fotografie nicht.

Die Aussage eines Fotos kann durch Gegenüberstellung mit einem anderen Bild, oder durch die Bildunterschrift eine völlig andere Bedeutung erhalten. Das Bild spricht nicht für sich. Was sagen die eingespielten Fotos in den Nachrichtensendungen des Fernsehens ohne Text der/s ModeratorIn aus?

Wir, die zwar von Manipulation und Fälschung – heute durch die Elektronik auch nicht mehr nach-

weisbar – wissen, ist ein Überprüfen der Bilder auf ihren Wahrheitsgehalt hin, nicht möglich. Kann das was ich sehe, wahr sein oder nicht? Ist dieses Foto manipuliert oder gar Fiktion? Wenn ich jedes Bild, welches in Medien präsentiert wird, hinterfrage, dann beginne ich, mich selbst, (nicht, dass man dies nicht tun sollte) permanent in Frage zu stellen.

Der kontrollierende Blick

Sehen ohne gesehen zu werden. Der Jäger beobachtet das Wild. Big brother is watching you.

Nicht nur Verbrecher werden anhand einer fotografischen Aufnahme – erstmals 1854 – erkannt, auch unsere behördliche Identifizierung erfolgt hauptsächlich durch Fotos. Im 19. Jahrhundert entstanden mit zunehmender Herausbildung gesellschaftlicher Institutionen (z.B. Militär, Polizeiwesen, Schulsystem) staatliche Kontroll- und Überwachungssysteme. Heute sind die vielen einzelnen Systeme in einem ‚engmaschigen‘ Netzwerk integriert. Für den Staat ist dies ein Machtmittel ersten Ranges.

Kontrollierende Blicke gibt es auch in anderen Bereichen. So ist es, zum Beispiel, nach britischem Recht gestattet, Arbeiter am Arbeitsplatz ohne ihr Wissen mit Kameras zu überwachen. Im Londoner Stadtteil Newham sind rund um die Uhr 150 Videokameras eingesetzt.

Eine Untersuchung über visuelle automatische Überwachung in Österreich würde uns vermutlich die Augen öffnen und für diese Problematik sensibler machen. Wo werden wir überwacht? Wer kontrolliert in wessen Auftrag?

Schaulust – Künstliche Welten

Gladiatorenkämpfe, Laterna magica, Schauprozesse, Panoramen, öffentliche Hinrichtungen, Guckkästen, Reality Shows im FS, ... – immer wurde die Schaulust der Menschen geweckt und befriedigt um ökonomische und politische Interessen durchzusetzen. Da vielfach der Unterhaltungswert zum Maßstab genommen wird – Event statt Information – sind Medienstrategien und Freizeitindustrien darauf ausgerichtet, diesen Bedürfnissen zu entsprechen. Was mit Walt Disneys Stadt der Zukunft – erstmals verwirklicht in Orlando – begann, setzt sich in künstlichen Erlebnisräumen, die virtuell oder ‚real‘ inszeniert sein können, fort. Sauber, schön und friedlich sind eine Art der Kriterien für Traumwelten, bei der anderen Sorte gilt es, Gefahren zu überwinden, Kämpfe auszutragen, risikofreie Abenteuer in digitalen Scheinwelten zu bestehen. Die Grenzen zwischen Realität und Fiktion schwinden.

Shopping Malls, Aqua Worlds, Kristallwelten, tropische Landschaften in Europa (inszenierte Natur schöner als in Wirklichkeit), der ganze Werbesektor, bieten Glücksversprechen und Paradiesvorstellungen an. Bereiche für die früher ‚Kirche‘ und ‚Glaube‘ zuständig waren. Unzufriedenheit, Langeweile und ein gewisses Sinnvakuum im gelebten Leben könnten Ursachen für die immer stärker werdende Flucht in produzierte visuelle Traumwelten sein.

Die Bewusstmachung von Problemen, eine gewisse Sensibilisierung, bietet zwar keine Lösungen, aber doch zumindest Ansätze für neue Orientierungen.

„Adieu“, sagte der Fuchs. „Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach: Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ (Antoine des Saint-Exupéry, Der Kleine Prinz)



Mehr als süß, salzig, sauer, bitter Geschmackserinnerungen in Lebensgeschichten

milie, Gender, Alter, Milieu, Weltanschauung, Bildung, wirtschaftliche Lage usw. Ein Bündel von Gesten, Verhaltensprogrammen und Interaktionsmustern ist in Geschmack eingeschrieben. Über die Konstruktion von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen ist zu erfahren ebenso wie über Schnittstellen zwischen innen/außen, zwischen ‚dem Ich‘ und ‚der Welt‘.

Geschmackserinnerungen

sind vielfach fester Bestandteil persönlicher Erzählrepertoires. Solche Geschichten kommen gut an, sie bieten dem Gegenüber Anknüpfungspunkte und erzeugen Vertrautheit. Auf Basis von lebensgeschichtlichen Texten¹ soll im Folgenden nach Üblichem und Selbstverständlichem, Außergewöhnlichem und Besonderem gefragt werden. Um Kontexte – wenigstens ansatzweise – zu rekonstruieren, recherchiere ich vom biographischen Material aus exemplarisch weiter: Ratge-

ber und Kochbücher und allerlei ‚Fundstücke‘ zu Geschmack werden einbezogen, um sich Bedeutungen und Wertschätzungssystemen anzunähern. Auch zwischen den Zeilen Stehendem wird Aufmerksamkeit gelten, dem Ungesagten, das nicht das Unbemerkte ist (Corbin 1993:v.a. 208).

Grundlegend dabei sind:

- Historizität – (zeit-)geschichtliche und soziale Umstände, auch zeitspezifische Vorstellungen von System und Funktionsweise der Sinne
- soziokulturelle Vermitteltheit – Geschmackserfahrungen sind individuell, aber gesellschaftlich und kulturell gesättigt
- Geschmack als Metapher und Symbol – er weist über sich hinaus auf anderes hin

Sinneseindrücke – ein Tastgefühl, ein Anblick, ein Geruch oder ein bestimmtes Aroma – können Gewesenem zu neuer Gegenwart verhelfen, eröffnen einen Zugang zur Vergangenheit. Geschmackserinnerungen eignen sich als „Medien lebensgeschichtlicher Selbstvergewisserung“ (Hartmann 1994:5); und manchmal gehören sie zu den ganz frühen bewussten Erinnerungen an das eigene Leben. Maria Fasslabend, geboren 1917 und in einem Angestellten-Haushalt in Wien groß geworden, denkt an ein Paket, das ihre Familie Weihnachten 1919 aus Norwegen erhielt:

„... und hier setzt meine erste Erinnerung ein. Ich sehe meinen Vater vor mir, wie er eine Kiste öffnet: Kleider werden ausgepackt und Lebensmittel, gezuckerte Kondensmilch – ich spüre heute noch

Geschmack ist eine wichtige Facette des Alltags und findet vielfältigen Ausdruck – historisch wie gegenwärtig. Geschmacksforschung wird vor allem naturwissenschaftlich betrieben, kulturwissenschaftliche Disziplinen bringen dem Geschmackssinn bislang wenig Interesse entgegen, obwohl das Kulinarische als Thema Hochkonjunktur hat. Warum etwas schmeckt und anderes, durchaus Verzehrbares nicht, ist aus kultureller Sicht weitgehend unerforscht.

Vermittelt durch Geschmackssinn tun sich große Themen und viele Perspektiven auf: Körperlichkeit, Macht, Ordnung, Affekte, Fa-

Geschmackssinn – Zunge und Nase

Die Zunge ist eigentlich Teil des Verdauungstraktes, zugleich ist sie ein Sinnesorgan: Besonders auf dem Zungengrund und an den Seiten befinden sich Papillen mit Geschmacksknospen durch die vier Basisnoten – bitter, sauer, süß und salzig – unterschieden werden können. Die Zahl der Papillen ist durch Geschlecht (Frauen haben einen ausgeprägteren Geschmackssinn) und Lebensalter bestimmt (Kinder verfügen über dreimal mehr Geschmacksknospen als GreisInnen). Über das Nervensystem beeinflusst der Geschmackssinn die Zusammensetzung der Verdauungssekrete, dazu sind die Geschmacksnerven mit Teilen des Zwischenhirns verbunden, jenem Bereich des Gehirns, in dem Gefühle und Stimmungen entstehen.

Die Nase sorgt dafür, dass vielfältigere Informationen, Geschmacksnoten über die Basiskategorien hinaus, geschmeckt – eigentlich gerochen – werden können. Wichtig für Geschmacksempfinden sind auch Wärme-Kälte-Gefühl, Tastsinn (weich, hart oder scharf). Im Lauf der Geschichte entstand eine Hierarchie der Sinne: Geruch und Geschmack wurde als ‚Sinnen des Genusses‘ zusehends Erkenntnisfunktion abgesprochen.

(Burdach 1988:v. a. 45-49; Corbin 1993:198ff)

den wundervollen Geschmack auf der Zunge – und eine Dose Corned beef. Auf die Frage meiner Schwester, was das sei, sagte der Vater: ‚Negerzecherln‘. Ob er nun Spaß machen oder ob er uns den Appetit damit verderben wollte, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß ich heute noch keine ‚Negerzecherln‘ mag.“ (Blaumeiser/Blimlinger 1993:243)

Diese Abneigung hat eine Geschichte, beruht auf einem einprägsamen Erlebnis. Der Vater konfrontierte seine Kinder übrigens auch mit einem Nahrungstabu:² Beim Gedanken, Menschenzehen essen zu sollen, verging der kleinen Tochter der Appetit. Das Beispiel weist darauf hin, dass Nahrungsstile und „kulinarisches Alltagsbewußtsein“ (Hartmann 1994:11) auch von Erinnerung geprägt sind; was keinesfalls heißt, dass Geschmack unveränderlich ist.

Wissen, was gut ist

Geschmackskultur ist unter anderem national, regional, religiös, schicht-, alters- und geschlechtsspezifisch geregelt und verändert sich, wie sich die prägenden Faktoren verändern – wenn auch nicht unbedingt gleichförmig oder gleichzeitig mit diesen. Geschmack ist nicht automatisch da, er ist zu erlernen (vgl. Corbin 1993: 209). Ein erster Eindruck entwickelt sich in einem (Lern-)Prozess zum Wohlgeschmack, der nach Wiederholung verlangt. Sukzessive kommt es zur Übernahme der von Vorbildern (Eltern, Leute aus dem Dorf etc.) erprobten Auswahl. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Gisela Frauenschuh (Jahrgang 1928) als Magd in einer Salzburger Landwirtschaft; auf dem Hof war eine aus Ungarn geflüchtete Familie untergekommen. Die Leute bauten Gemüse an, nicht alles davon kannte Gisela Frauenschuh:

„Als die ersten Tomaten rot wurden, waren wir schon ganz heiß darauf, und als sie alle einmal fortgingen, liefen wir zum Acker, waren wir enttäuscht, wie kann eine Frucht

so ausschauen und so fad schmecken. Es dauerte lange, bis wir es zu einem Butterbrot mit Salz essen konnten.“ (1991:17)

Sprache und Geschmackswahrnehmungen sind eng verknüpft. Es gibt ein – unterschiedlich verfügbares – Vokabular, um theoretisch über Schmecken zu sprechen (Mennell 1988:16f). Dieses ist wiederum historischem Wandel ausgesetzt. Über Gängiges, alltäglich Gewohntes genauso wie über neue Reize wird oft nicht erzählt. Das eine ist selbstverständlich und zu banal, das andere vielleicht noch nicht klar bewusst und geeignete Ausdrucksmittel sind nicht vorhanden (Corbin 1993:204, 209).

In sozialen Gruppen sind die Vorlieben für Speisen und Geschmäcker ähnlich, zugleich unterscheidet sich eine Gruppe darin von anderen (Mennell 1988:17). Bei der unweigerlichen Bewertung wird mit der Formel „Der Mensch ist, was er isst“ operiert. Nach Güte und Menge der üblichen Nahrung, berechnet nach den je eigenen Maßstäben, richten sich der einer Menschengruppe zugebilligte Grad an Zivilisiertheit und die ‚Qualität‘ ihrer einzelnen Mitglieder.

Geht es darum, die Einmaligkeit Österreichs zu beweisen, beruft man sich gern auf den Hang der ÖsterreicherInnen zu gutem Essen (vgl. Löffler 1997:43). Die erste BSE-Krise vor mehr als zehn Jahren ließ die BritInnen eine Weile auf das beliebte ‚einheimische‘ Rindfleisch verzichten und den hohen Symbolwert des „Roast Beef of Old England“ erkennen. Die Medien berichteten von einem „nationalen Identitätstrauma“ (vgl. Tanner 1996). Das jüngste Wiederbewussterwerden dieser Tierkrankheit und der Problematik industrieller Fleischproduktion zeigt, dass auch ÖsterreicherInnen sich nicht zuletzt über Tafelspitz und Schnitzel definieren. Fleischgenuss, assoziiert mit Natur, Kraft und Wohlstand, kann plötzlich angstbesetzt sein.

Unsicherheit oder gar Angst haben viel mit Geschmack, mit Ab-

neigungen und Präferenzen zu tun. Historische Objekte wie Giftdosen deuten darauf hin, ebenso die Flut aktueller Ratgeber, die sich mit der Sicherheit von Lebensmitteln befassen (z. B. Pollmerc/Hoicke/Grimm 1999). Auch moderne Sagen belegen, wie sensibel die Nahrungsaufnahme ist. Die Geschichten handeln vom versehentlichen Verzehren von Menschenfleisch, von abenteuerlichen Praktiken, in Ethno-Lokalen schmackhafte Gerichte zuzubereiten, von toten Mäusen zwischen Brot in berühmten Hamburger-Ketten, von traumhaft schmeckenden, aber vergifteten Speisen usw. (Brednich 1991:73-86). Neben der Atmung bedeuten Essen und Trinken den unmittelbarsten Austausch zwischen innen und außen, zwischen Körper und Welt.

Essen gilt als Kennzeichen eines Landes, und über typischen Geschmack wird versucht, dortige ‚Mentalität‘ zu erfassen bzw. abzuqualifizieren. Vorurteile gegenüber Fremdem und Fremden werden an der Kost festgemacht: Spaghetti-Fresser, Kümmeltürken, Krauts oder Milchstinker lauten entsprechende Spottnamen. Mit zunehmendem Tourismus (von den 1950er/60er Jahren an) wurden manche Vorurteile ins Wanken gebracht. Wieder Zuhause galt es den erweiterten kulturellen Horizont, Weitgereistheit und Genussfähigkeit zu beweisen und von Pizza und Co Gebrauch zu machen. Tintenfisch und Schnecken zählen hierzulande nicht mehr selbstverständlich zum Übelschmeckenden. Aber nach wie vor liefert die eigene Kultur das Wissen, was gut ist.

Dieses Wissen unterscheidet nicht nur von anderen Nationen oder Regionen, sondern auch von anderen Generationen. Voll Wehmut sind, wie er schreibt, die Geschmackserinnerungen eines 1928 im deutschen Erzgebirge geborenen Mannes:

„Wenn ich mich hierin mitteile, so in der Hoffnung, folgenden Generationen einen Begriff von dem zu vermitteln, was sie verloren haben –

und der heutigen davon, was sie ohne Not gerade und fortwährend kaputt machen. [...] Wenn meine Geschichte dazu beitrüge, das gute Essen in Deutschland zu erhalten oder wiederherzustellen, dann würde ich mich wohl am meisten darüber freuen.“ (Hartmann 1994:144)

Der Verlust „guten deutschen“ Essens wird hier beklagt, verdrängt ist es, wie der Autor interpretiert, von Hamburger, Hot Dog und Cola. Längst fördert Modernismus lokale Besonderheiten. Das internationale Agrobusiness nützt kulinarische Folklore, um für sich und seine Produkte zu werben. Traditionelle Eliten haben traditionelle Küche

wiederentdeckt, und intellektuelle Milieus finden Geschmack an ‚guter alter Hausmannskost‘ (Löffler 1997:50).

Geschmack des ewig Gleichen

wird in den Erfahrungsberichten häufig thematisiert; dies geschieht in Verbindung mit Knappheit und manchmal mit Hungern, auch von Zwang und Ekel ist zu lesen. Im Bürgerhaus mag das Essen recht eintönig gewesen sein. Sich unverrückbar wiederholende Wochenspeisepläne³, unterbrochen nur von

Feiertagen, werden da geschildert. In Arbeiter- und auch in ärmeren bäuerlichen Haushalten war die Kost jedoch weit einfacher und fiel mengenmäßig oft knapper aus. Besonders in Arbeiterhaushalten, die kaum Möglichkeiten zur Selbstversorgung hatten, mangelte es mitunter an allem, das nötig ist, um gekochte Mahlzeiten zuzubereiten. Viele ernährten sich nur von Brot und kaffeeartigen Getränken (Schivelbusch 1997:25-90 zur Entwick-

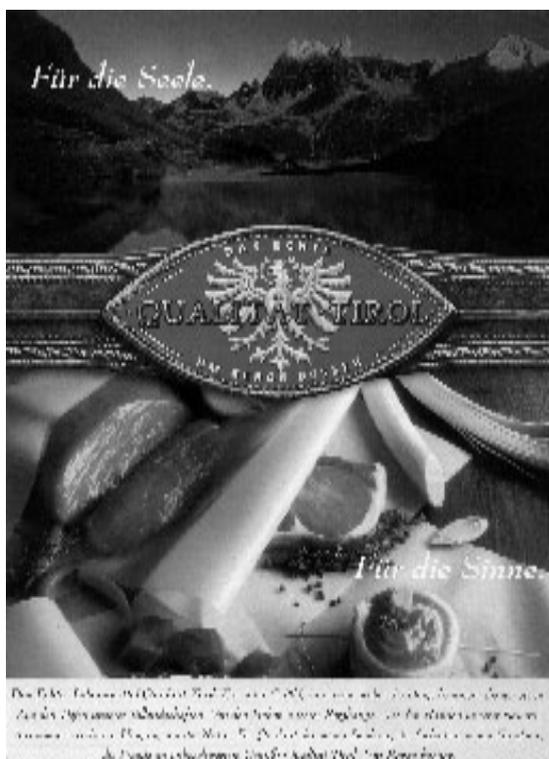
lung von Kaffee zum „Volksgetränk“ siehe; über die Bedeutung von Kaffee bzw. -ersatz für die Unterschichten des 19. und 20. Jahrhunderts Sandgruber 1994:5f). Marie Toth, geboren 1904 in Leobersdorf, erzählt über die Grundversorgung ihrer verwitweten Mutter und der Geschwister zur Zeit des Ersten Weltkriegs; die gesamte Familie war im lokalen Ziegelwerk beschäftigt:

„Kaffeersatz; was drinnen war, konnten wir nicht herausfinden. Beim Trinken glaubte man, es kommt alles wieder heraus; es schmeckt und roch wie tote Maikäfer. Den Kaffeesud haben wir getrocknet, und wenn wir Polenta hatten, haben wir es gemischt: ein Ei dazu und gebacken als Brotersatz.“ (Toth 1992:40f)

In bescheidener bäuerlicher Küche gehörten Mehl, Milch, Kartoffeln, Polenta, Kraut und Schmalz zu den Grundzutaten (zur Karriere von Mais und Kartoffel in Europa vgl. Montanari 1999:160-168). Gisela Frauenschuh berichtet von der ersten täglichen Mahlzeit für die Mägde nach der Stallarbeit: „Um sieben Uhr Früh, war es zum Frühstück, die Bäuerin machte uns immer einen guten Schmarren, auf den konnten wir uns jeden Tag freuen, denn bis sieben Uhr hatten wir schon einen großen Hunger.“ (1991:11)

Auch zahlreiche Beispiele für Frustration ob der ewig gleichen Geschmackserfahrungen sind vorhanden – besonders in Erinnerungen an die Kindheit. Fasttage begeisterten manche Kinder, sie boten wenigstens eine Abwechslung: „Egal, was es war, nach dem Knödelalltag war alles willkommen“ (Ehrmann 1995:89).

Menschen befriedigen Bedürfnisse mit erlernten, d. h. kulturellen Methoden. Die Familie fungiert neben anderen Institutionen (Schule, Kirche, Freunde usw.) als Mittlerin: Durch immer wiederkehrende kulinarische Handlungen, Bezeichnungen und sinnliche Erfahrungen – Anblick, Geruch, Aroma, Gefühl – entwickeln sich Geschmack und



Werbung für Lebensmittel aus Tirol –
Fleischgenuss – assoziiert mit Natur,
Kraft, Wohlstand und Heimat

Kennerschaft (Zischka/Ottomeyer/Bäumler 1993:15). Unzählige Geschichten berichten von diesem nicht immer glatt laufenden Einüben. Frieda Moshammer, Jahrgang 1929, wird, da ihre Mutter als Vertreterin arbeitet, bei einer Großtante im oberösterreichischen Wels untergebracht. Sie fühlte sich dort nicht glücklich und macht das mehrfach an Geschmackserlebnissen fest.

„Die Kost bei der Hannitante war natürlich nicht gerade auf den Geschmack eines Kindes abgestimmt. Bei Semmelkren u. Rindfleisch grauste es mir richtig. Trotzdem mußte ich natürlich wie immer ‚bitte‘ sagen, bevor ich zu essen anfang und danke, wenn ich aufgegessen hatte. Das Aufessen nahm man allerdings als selbstverständlich an.“ (Moshammer 1994:o. S.)

Zu viel – zu wenig

Vorstellungen vom richtigen, ordentlichen Essen sind festgefügt. Im familiären Kontext galt es, Kinder zu einem adäquaten Geschmack zu erziehen, neben Mengen- auch Zeitdisziplin einzulernen (vgl. das moralisierende Erziehungsinventar von Märchen und Kindergeschichten – die Geschichte vom Suppenkasper; etwa Hoffmann o. J.:13). In der Familie der 1924 in Wien auf die Welt gekommenen Freda Teitelbaum galt die Regel: „[E]in dickes Kind ist auch ein gesundes Kind“. Demnach wurde der „schlechten Esserin“ Verschmähtes in langwierigen Prozeduren einverleibt. Die väterliche Strenge verfehlte die gewünschte Wirkung „und beraubte mich auch für viele Jahre eines der schönsten Vergnügen des Lebens, der Freude und Wertschätzung guten Essens, insbesondere der exzellenten Küche meiner Mutter.“ (Ehrmann 1995:150)

Aus der Erinnerung wird die gebotene Palette der Geschmäcker manchmal als nicht kindgerecht empfunden, die Mengenverhältnisse als nicht entsprechend – Berichte

über ein Zuviel, das den Geschmack verdarb, stehen neben Beschreibungen des Mangels.

Franz Reßler, 1893 in der Nähe von Murau in der Steiermark geboren, trat schon als Zwölfjähriger eine Stelle als Knecht an. Nach den ersten Arbeiten des Tages stand im Bauernhaus das Frühstück bereit – es schmeckte Franz Reßler sehr. Mit der Zeit gelang es ihm, sich aus der gemeinsamen Schüssel schnell genug und ausreichend zu versorgen:

„Daheim gab es dann Sterz [breiige Speise aus regional unterschiedlichen Zutaten – z. B. Buchweizenmehl, Polenta, Kartoffeln, NL] mit Milchsuppe. Herrlich schmeckt der Sterz, auf dem das Rindsschmalz stand. Aber da ich der Jüngste war, kam ich oft zu kurz. Die anderen Knechte und Dirnen langten mit ihren Löffeln auf meine Seite, kam doch eine Schüssel mit diesem vor Fett zittrigen wunderbaren Gericht mitten auf den Tisch [...]. Aber mit der Zeit, als ich richtig eingegessen war, wurde es besser.“ (Blaumeiser/Blimlinger 1993:51)

Fettig

„Wäre ich König, so würde ich nichts als Fett trinken“, sagt ein französischer Bauer des 17. Jahrhunderts. Der Mangel an Öl, Butter und Speck charakterisierte lange die Ernährungsweise der Armen. „Was das Verlangen nach Fett anbelangt, bieten uns die historischen Dokumente mehr als genug Zeugnisse, die in einzigartiger Weise mit der Kultur unserer Zeit kontrastieren.“ (Montanari 1999:198f) Viel Fett essen hatte nicht nur Bedeutung im quantitativen Sinn, sondern bürgte gleichermaßen für Qualität. So bei Franz Reßler, er fasst die Güte des Frühstücksgerichts auch an optischen Kriterien, die Wohlgeschmack implizieren – zittrig vor Fett ist der Sterz herrlich und wunderbar.⁴

Im Kleinen, am gemeinsamen Esstisch von jungen und altgedienten Dienstleuten, ist zu erkennen, wie

verwoben Geschmack und soziale Hierarchien sind. Wer was essen darf und wie viel davon, ist Ausdruck von Machtverhältnissen, Ordnungsgefügen und von den Kämpfen darum (vgl. Tanner 1996:404).

Der Mund ist ein kleines Loch

und Haus und Hof verschlingt er doch – Sprichwörter deuten es an: Essen und Trinken und soziale Maßregelungen sind eng verknüpft; gewarnt werden muss vor den Folgen unbotmäßigen, nicht standesgemäßen Tuns. Demonstrativer Konsum galt als untrügliches Zeichen für privilegierten Status – egal ob Vielessen oder das Verteilen von Essen an Bedürftige (vgl. Tanner 1996:403). Die Macht des Großen wird lange Zeit davon abgeleitet, wie viele Menschen er zu versorgen vermag. Üppige Inszenierungen von Banketten haben als Weg der Demonstration von Macht und Möglichkeit bis heute nicht ausgedient.

ErnährungshistorikerInnen konstatieren wiederholt, dass mit dem 18. Jahrhundert die Menge des Konsumierten zusehends nicht mehr als Distinktionsmerkmal funktionierte. Die allgemeine Versorgungslage verbesserte sich, und damit erschöpften sich die Möglichkeiten des quantitativen Konsums zum Ausdruck sozialer Überlegenheit (Montanari 1999: 100ff). Die ‚besseren‘ Kreise konzentrierten sich nun endgültig auf die Verfeinerung ihres Geschmacks.

Ungleichzeitigkeiten sind nicht zu übersehen: Mitte des Jahrhunderts waren in Zentraleuropa wohl die periodisch auftretenden Hungersnöte⁵ überwunden; die Kluft zwischen der Ernährung der Armen und Reichen präsentiert sich trotzdem kaum weniger tief als mehrere hundert Jahre früher. Lebensgeschichtliche Zeugnisse führen eindrücklich vor, wie lange in bestimmten Milieus Quantität wesentlich ist, obwohl auch Qualität wahrgenommen wird.

Marie Toth etwa erzählt, dass für ihre Familie nur Maismehl erschwinglich war, das Brot, das daraus

gebacken wurde, war nicht haltbar. Es „schmeckte immer nach Schimmel; oft war es grün [...] und nicht mehr genießbar. Der Hunger war aber groß. Da habe ich wirklich Brot mit Tränen gegessen.“ (Toth 1992:41) Wenngleich Hunger weniger sensibel macht, Ekelschwellen nach oben verschiebt, schaltet er Geschmack als wichtiges Element oder gar als Wahrnehmung nicht aus. Schlecht Schmeckendes und Verdorbenes wurde gegessen, genießbar war es trotzdem nicht. Gegen die These, dass sich erst mit gestilltem Hunger die Chance bietet, Geschmackskultur zu bilden, sprechen u. a. die zahlreich vorhandenen autobiographischen Erzählungen über Brot und Geschmack (Thesen dieser Art werden meist in Anlehnung an Pierre Bourdieus „Feine Unterschiede“ formuliert, z. B. bei Zischka/Ottomeyer/Bäumler 1993: 7).

Gute und schlechte Dienstplätze im bäuerlichen Milieu wurden an der Menge des Aufgetischten und an dessen Geschmack bemessen. Materielles und Immaterielles verschränkte sich: Großzügiges und gutes Essen als Teil angemessener Entlohnung von Dienstleistungen war gutem Betriebsklima dienlich (vgl. Schindler 2000:29ff). Auf dieser Basis ließen sich gute und schlechte Arbeitsplätze unterscheiden – Franz Reißler dazu: „Zu Ostern und Weihnachten gab es Unmengen zu essen, war es doch zu damaligen Zeiten ein schlechter Platz, wenn man sich nicht an solch hohen Festtagen mindestens ein- bis zweimal übergeben mußte.“ (Blaumeiser/Blimlinger 1993:51) Auch für Maria Schuster (geb. 1915) zeichneten sich Festtage durch besondere Geschmackserlebnisse und Zuteilungen aus. Doch ihre Schilderung der weihnachtlichen Speisenfolge auf einem ihrer Dienstplätze macht darüber hinaus klar, dass Genuss und Wohlgeschmack viel mit rechtem Maß und rechter Zeit zu tun haben. „Nach Mitternacht wurde aber groß aufgetischt, doch wer kann sich um 2 Uhr nachts einen fetten Braten zumuten, der

einem bis zum Aufstehen um 4 Uhr noch im Magen liegt?“ (Blaumeiser/Blimlinger 1993:94f)

Feiner Sinn, feine Küche

Was ziemt sich für wessen Magen? „Rohen Seelen“ wurde der Appetit nach kruder Nahrung zugesprochen, „feinere Seelen“ mussten unbedingt feinere Speisen erhalten. Im Gegensatz zu „cultivierten, enttärten Menschen“ wurde den ‚niedereren Schichten‘ ein anderer, eher instinktgeleiteter Gebrauch der Sinne unterstellt (vgl. Tanner 1996:415; für die frühe Neuzeit Camporesi 1990: v. a. 148-169; 215-226; interessant ist die Rolle der Kirche – Montanari 1999:75; 105f). „Die Rangordnung der Sinne verordnet und spiegelt jene andere, die innerhalb der Gesellschaft funktioniert.“ (Corbin 1993:211) Der Geschmack der Arbeiterklasse z. B. galt als ungebildet und mitschuldig an der Misere des industriellen Proletariats. VertreterInnen des geschmackssicheren und haushaltstechnisch fähigen bürgerlichen Standes stürzten sich mit missionarischem Eifer auf die ‚unwissenden‘ Arbeiterinnen (vgl. Mennell 1988:292f).

Die Reformbemühungen ihres Vaters, Dorfschullehrer im niederösterreichischen Annaberg, beschreibt Judith Schachenhofer (geb. 1933). Im Sommer halfen die Lehrerkinder, Jause auf das Feld zu tragen: Körbe und Taschen „und vor allem ein schwerer Mostkrug (Bluzer) für viele Arbeiter. ‚Dass ihr ja keinen Most trinkt!‘ Diese Worte rief uns Vater mehr als einmal mahnend nach. Er hatte schreckliche Erfahrungen mit den ‚mit Most aufgezogenen Kindern‘ gemacht.“ Der Lehrer unternahm „einen richtigen Schlachtzug gegen die falsche Ernährung, hielt Vorträge, ging sogar selbst in einzelne Häuser, um sauberen Tisch zu machen (im wahrsten Sinne des Wortes!).“ (Schachenhofer 1995:o. S.)

Krieg und Krise

Kriege und wirtschaftliche Krisen führten immer wieder zu Ernäh-

rungsmängeln. Viele AutorInnen lebensgeschichtlicher Texte beziehen sich darauf. In Notzeiten tragen Frauen die Bürde der Mangelverwaltung, versuchen mit Improvisation und großem Arbeitsaufwand auszugleichen. In Kriegs- und Nachkriegs-Kochbüchern nimmt neben dem Kochen mit Surrogaten aller Art die Resteküche breiten Raum ein. Selbst Verdorbenes sollte noch in Essbares, ja Schmackhaftes verwandelt werden (vgl. Bandhauer-Schöffmann/Hornung 1991:v. a. 92-94).

„Unser Essen bestand damals meist aus Knoblauchsuppe und eingebrannten Erdäpfeln; manchmal gab es Kohl oder sogenannte ‚Wrucken‘ [Rüben, NL], ein Pferdefutter. Sonntag, wenn es hoch herging, gab es Schwammerlsuppe von selbst gebrocten Pilzen und ein Stück Apfelstrudel aus billigen Maschanker-Äpfeln oder auch nur Polenta mit Kompott. Mutter war aber eine ganz hervorragende böhmische Köchin, die auch die einfachsten Speisen noch köstlich-schmackhaft zubereiten konnte“ (Dressel/Müller 1996: 35), erzählt Friedrich Rudolf Miska (geb. 1916), jüngstes von fünf Kindern einer Schuhmacherfamilie in Wien-Hernals. Nach dem Tod des Vaters (1920) geriet die Familie in große materielle Schwierigkeiten – mit diesen zu überleben, war Aufgabe der Mutter.

Differenz

An den selbst gesuchten Schwammerln lassen sich gravierende Unterschiede aufdecken. Lore Schinnerer-Kamler, 1906 in Konstantinopel als Kind eines hohen Beamten geboren, schildert Tirolurlaube ihrer Familie.

„Ein besonderer Spaß war für uns das ‚Schwammerlsuchen‘, von Mama inszeniert [...]. [A]lle Herren- und Steinpilze putzte Mama sorgfältig, schnitt sie in feine Streifen und trocknete sie auf weißem Löschpapier in der Sonne. [...] Wir hatten – weiß Gott! – genug zu essen in Cospoli [in der Levante gebräuchliche Abkürzung für Konstantinopel,

NL], aber sie wollte doch auf die heimatische Schwammerlsauce nicht verzichten oder fand es apart, den Pilav, ein Nationalgericht der Türken und Griechen, mit Schwammerl zu würzen.“ (Schnöller/Stekl 1987:124; vgl. 112)

Geschmeckt haben die Pilze in beiden Fällen, aber es drückt sich je Differentes aus. Während sie dort zum Überleben beitragen, sind sie zeitgleich in einem anderen Zusammenhang ein „apartes“ Detail. Ist man sich seines Standes und der Kompetenz bezüglich Geschmackskultur absolut sicher, kann man sich mit kulinarischen Extravaganzen auch einmal unter das eigene Niveau wagen. Für Mitglieder der high society sind derartige Grenzüberschreitungen möglich, sogar originell, für eine bürgerliche Familie, deren sozialer Aufstieg noch nicht rundherum abgesichert ist, ist das nicht so einfach. Der Bruder Barbara Bergers (geb. 1921) litt als Kind an einer schweren Erkrankung, der Arzt empfahl Pferdefleisch:

„Nun, Pferdefleisch war in den dreißiger Jahren eine äußerst billige Angelegenheit. Es gab eine Menge Pferdefleischhauer, und die Ärmeren und ganz Armen lebten viel vom Pferdefleisch. Dementsprechend war das Ansehen der Pferdefleischhauer. Wer in diese Geschäfte ging, hatte sicher kein Geld.“ (Ehrmann 1995:128)

Die Mutter, Gattin eines Bürovorstandes, konnte sich kaum überwinden, dieses Fleisch zu besorgen und genierte sich fürchterlich, nun Stammkundin beim Pferdemetzger sein zu müssen. Diesem Fleisch haftete sozialer Makel an: Pferde wurden nicht als Schlachttiere gezüchtet, das Fleisch alter oder notgeschlachteter Tiere war billig zu haben und ein typisches Arme-Leute-Essen. Zudem assoziieren StädterInnen Pferde primär mit Sport, Unterhaltung; das Pferd ist ein edles, dem Menschen zugeordnetes Tier und wie Haustiere mit großen Emotionen besetzt (Harris 1988 mit einem Kapitel über das

Nahrungstabu Pferd; auch Kathan 1993:42).

Eine Verachtung für Speisen, die soziale Schichten essen, die man ‚weiter unten‘ ansiedelt als sich selbst, ist an vielen Beispielen beobachtbar (vgl. Mennell 1988: 394f).⁶

Liebe, nicht Luxus

Schmackhaftes Essen ist ein Synonym für die Liebe. Gutes aber sparsames Kochen ist Basis und Garant glücklichen Zusammenlebens. Eine Frau muss wissen, das vermitteln Kochbücher und Haushaltsratgeber, dass sie mit Essen nach seinem Geschmack den Mann ans Haus, an sich binden kann: „Liebe geht durch den Magen“. In Verbindung mit der geforderten Sparsamkeit wäre auf das reichhaltige Angebot an Hilfsmitteln einzugehen, das mit der Industrialisierung zusehends bereit stand, um auch einfachen, billigen Speisen zu Geschmack zu verhelfen. Neben dem berühmten „Liebig's Fleischextrakt“ existierte früh eine breite Palette ähnlicher Produkte (Beispiele bei Zischka/Ottomeyer/Bäumler 1993: 522-527). Die Geschmacksveränderungen mit der Technisierung in verschiedensten Bereichen waren weit reichend (Für eine Geschichte der Konservierung und wie sie Essen, Küche und Geschmacksorientierung grundlegend geändert hat – vgl. Blimlinger 1997; Montanari 1999: 194f). Haushaltstechnische Neuerungen, wengleich so deklariert, dienen nicht ausschließlich der Arbeitserleichterung der Frauen. Die junge Familie Frauenschuh hatte große finanzielle Lasten zu tragen, viele Modernisierungsmaßnahmen waren auf dem von den Eltern des Mannes übernommenen Hof nötig. Dennoch – Ende der fünfziger Jahre wurde eine Gefriertruhe angeschafft. Die Männer des Hauses jedenfalls profitierten von dieser Innovation:

„Da Franz nun gerne besser Essen wollte und nicht mehr soviel Speisen vom Mehl wollte, kaufte er mir

zu Weihnachten eine Kombinierte Kühltruhe, war ich froh, denn nun konnte ich jede Woche ein paarmal eine Fleischspeise machen und auch Vater [Schwiegervater, NL] mochte das Fleisch überaus gern, ich seh ihn heute noch, wenn er sich den Schnurrbart abwischte, wenn ihm das Essen schmeckte.“ (Frauensschuh 1991:38)

Süß

Ereignisse, zuweilen solche der ‚großen Geschichte‘, können mit einem signifikanten Geschmack versehen sein:

„Mai 1945 – ich war fünf Jahre alt – standen meine Mutter und ich am Küchentisch in der Wohnung meiner Tante, bei der wir vor den Bombardierungen auf Chemnitz Zuflucht gesucht hatten. Plötzlich schob mir meine Mutter mit einem Freudenschrei einen Löffel Zucker [...] in den Mund. Über das Radio war gerade die Nachricht der Kapitulation gekommen, und ich begriff sofort, daß diese außergewöhnliche Großzügigkeit meiner Mutter mit diesem kostbaren Stoff eine ungeheuer ‚süße‘ Bedeutung haben mußte.“ (Hartmann 1994:183)

Die Tragweite des historischen Ereignisses wurde dem Kind durch einen Löffel Zucker klar gemacht.





Dieses Geschmackserlebnis in seinem ganz besonderen Rahmen und mitsamt seiner symbolischen Aufladung wird Jahrzehnte später erinnert, vielleicht intensiver als Verbales im Gedächtnis geblieben wäre.

Ähnlich wie sich aus der Qualität der vorherrschenden Speisen und Geschmacksrichtungen ein ‚Nationalcharakter‘ ableitet, wird bei der Polarisierung der Geschlechtscharaktere verfahren. Während das „Supernahrungsmittel Fleisch“ (Tanner 1996:412) vor allem Män-



nern zgedacht wurde (und zum Teil noch wird), sollten Frauen einen ‚sweet tooth‘, eine Vorliebe für Süßes, haben. In bestimmten Phasen des Industriezeitalters konsumierten Frauen deutlich mehr Süßwaren als Männer; Fleisch- sowie Kaffeeverbrauch und der Konsum von Genussmitteln waren ebenfalls geschlechtsspezifisch unterschiedlich. Zum Massennahrungsmittel gewor-

den, wurde Zucker vor allem für Arbeiterhaushalte wichtig. Fleisch blieb dem männlichen Familienoberhaupt vorbehalten, Frauen und Kinder begnügten sich mit billigen Süßspeisen (Sandgruber 1991:46f; für eine Kulturgeschichte des Zuckers aus europäischer Sicht: Mintz 1992). Im bäuerlichen Haushalt stellte Zucker noch länger eine Kostbarkeit dar: „Wir Kinder aber haben für eine Hand voll Zucker schon eine Sünde riskiert“ (Reinher 1997:16f; zum täglichen Kampf wider die „Gaumenlust“ siehe Augustinus 1987: 555-563). Auch Saures

kann zur süßen Verführung geraten: Unter dem Titel „Die große Versuchung!“ erzählt Frieda Moshhammer, dass die Küche ihrer Tante Hanni schon etwas zu bieten gehabt hätte:

„Einmal hatte die Tante selber Rollmöpfe gemacht. Sie waren in ein 5-l-Gurkenglas geschichtet. Dieses stand nun unverschlossen die ganze Nacht auf dem Küchentisch. Ich schlief daneben auf dem Sofa. Und ich steckte natürlich immer wieder meine Nase in die Öffnung. Es roch einfach überwältigend! Irgendwann war aber meine Selbstbeherrschung zu Ende. Mit fürchterlich schlechtem Gewissen packte ich mir (als alles schlief) ein Möpschen und fraß es auf. Gott sei Dank, es wurde nie bemerkt.“ (Moshhammer 1994:o. S.)

Kurz, viele Themen und Fragestellungen lassen sich am Geschmacksinn erarbeiten. Es kann um sinngebende Motivationen gehen – Sättigung, Gesundheit, Kommunikation, Distinktion, Prestige, um demonstrativen Konsum, Lustgewinn oder Tabus, um Erziehung usw. Die in lebensgeschichtlichen Texten berichteten Geschmackserfahrungen schließen Episoden und Bilder ein, die sich nicht auf Essen und Trinken beschränken – viele Facetten des

Alltags werden angeschnitten: Feste, Ferien, Krisenzeiten, familiäre oder schulische Einbindung, die persönliche Erfahrung der hauswirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse, Erfolge, Beziehungen, Wünsche, auch private Idyllen mitsamt ihren Abgründen (vgl. Hartmann 1994:5), Diskriminierung, Ausschlussmechanismen usw.

Speisen sind Träger von Symbolen und Codes – jede Nahrung birgt neben der materiellen immer metaphorische Werte in sich; Essende und Trinkende erzeugen, bewusst oder unbewusst, ein Spannungsfeld zwischen notwendigem Grundvorgang zur Lebenserhaltung und bedeutungstiftender Handlung und Lebenssymbolik (vgl. Wierlacher 1987:26; 137).

Konsum ist auch gegenwärtig nichts Demokratisches. ‚Feinschmecker‘ wollen immer das haben, was andere nicht haben können und glauben sich darüber hinaus mit mehr, mit einem besseren Geschmackssinn ausgestattet. Die Statussymbole des guten Geschmacks ändern sich ständig, je nachdem, welche gesellschaftlichen Gruppen sich ihrer bedienen. Die sozialen Kontraste mögen sich verringert haben, sind dabei aber subtiler und komplexer geworden, was z. B. die Distinktionsmechanismen einer jugendkulturell ausgerichteten Gesellschaft anbelangt: Jung und alt trennt nicht zuletzt das Wissen um die richtigen, jetzt angesagten, ‚kultigen‘ Geschmäcker. Heute koexistieren ‚schneller‘ und ‚langsamer‘ Geschmack und viele verschiedene Richtungen von Pizza bis Gulasch, parallel dazu sollen bestimmte Jahreszeiten, Feste und Bräuche noch immer ihren eigenen Geschmack haben. Manchmal ist schlechter Geschmack besonders hip, um sich zu ihm bekennen zu können, muss man erst recht über die Konventionen, die Regeln des guten Geschmacks genau Bescheid wissen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Sie stammen vor allem aus der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Einige der Texte entstanden infolge eines Schreibauftrages zum Thema Essen und Trinken 1992 (zum Teil veröffentlicht in: Ehrmann 1995). Ich danke Günter Müller für die aufmerksame Unterstützung in der „Doku“ herzlich.
- ² Die Diskussion der weit auseinander liegenden Vorstellungen rund um Kannibalismus dauert schon lange an; in der Hauptsache geht es um die Realität des Phänomens Anthropophagie. Für einen „Nachruf“ auf Menschenfresser und einen Literaturüberblick siehe Peter-Röchler 1998; vgl. dazu auch eine Radiosendung in der Ö1-Sendereihe „Dimensionen. Die Welt der Wissenschaft“ vom 12.2.2001 „Mythos Menschenfresser. Ein umstrittenes Thema der Forschung“.
- ³ Ein Kommentar zur Speisenfolge im Bürgerhaus aus den Kindheitserinnerung einer Wiener Gastwirtstochter (1827-1907): „So wie alles am Schnürchen geordnet war, so war es auch mit dem Essen. Da gab es [...] kein Studieren: ‚Was kochen wir heute?‘“ (Ehrmann 1995:16)
- ⁴ Visuell-taktile Bedürfnisse prägen Geschmacksempfindungen und -erwartungen. Assoziationen kommen hier zum Einsatz: mit Formen, Texturen, Farben und verschiedenen Sinneseindrücken Geruch, Geschmack oder Konsistenz. Welche Geschmacksrichtungen und Lebensmittel etwa geeignet scheinen, die Liebeskraft zu beflügeln, ist im genannten Sinn assoziationsgeleitet (Lauch, Spargel, Feigen, Austern etc.) (vgl. Hürlimann/Reininghaus 1996:42).
- ⁵ Die Lebensumstände der durchschnittlichen Landbevölkerung im vorindustriellen Europa charakterisiert der Kulturhistoriker Piero Camporesi durch allgegenwärtigen Hunger. Als Ergebnis ungleicher Verteilung von Lebensmitteln beschreibt er die Flucht von lumpigen und ausgehungerten Massen in die Welt der Phantasie. Neben absichtlich herbeigeführten Bewusstseinsveränderungen durch Rauschmittel, um den Hunger zu ertragen, kam es ohne weiteres Zutun zu kollektiven Traumzuständen infolge chronischer Unterernährung (vgl. 1990: v. a. 9-22).
- ⁶ Jakob Tanner betont, dass Abschottungsthesen dieserart keine allgemeine Gültigkeit zuzuerkennen ist. Die Kulturen des sogenannten einfachen Volkes befanden sich nicht in Opposition zu jenen der Oberschichten, vielmehr gab es hier eine permanente „kulturelle Osmose“, symbolische Wechselwirkungen, Verstärkungen und Verkehrungen, Transaktionen und Imitationen etc. (vgl. Tanner 1996:405).

GESAMTLITERATUR

- J. AHERN, *The New Life of the Book: Oral and Written Communication in the Age of Dante*. Indiana 1976.
- D. ALEXANDRE-BIDON/D. LETT, *Les Enfants au Moyen Age*. Paris 1997.
- ALLE JAHRE WIEDER ... *Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder (= Damit es nicht verlorengeht ..., 25)*, hg. v. H. Blaumeiser/E. Blimlinger. Wien-Köln-Weimar 1993.
- AUGUSTINUS, *Bekenntnisse*. Frankfurt a.M. 1956.
- W. BAATZ, *Geschichte der Fotografie*. Köln 1997.
- I. BANDHAUER-SCHÖFFMANN/E. HORNING, *Von der Trümmerfrau auf der Erbse. Ernährungssicherung und Überlebensarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit*, in: *L'Homme* 2/1991, 77-106.
- W. BECKER, H. NAUMANN, C. PFALTZ, *Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde*. Stuttgart-New York 1989.
- W. BENJAMIN, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: W. Benjamin, *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*. Frankfurt a. M. 1977, 136-169.
- B. BENNASSAR, *Los españoles. Actitudes y mentalidades*. Barcelona 1976.
- B. BENNASSAR, *Histoire des Espagnols*. Paris 1985.
- J. BERGER u.a., *Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt*. Reinbek bei Hamburg 1974.
- K. BLAUKOPF, *Musik im Wandel der Gesellschaft. Grundzüge der Musiksoziologie*. Darmstadt 1996.
- Brockhaus-Enzyklopädie in 24 Bänden. Mannheim 1986ff.
- E. BLIMLINGER, *Die Kunst zu Appertisieren*, in: *Götterspeisen*, hg. v. R. K. Biswas/S. Matl/U. Davis-Sulikowski. Wien-New York 1997, 48-63.
- M. BLOCH (1924), *Les Rois Thaumaturges. Etude sur le caractère surnaturel attribué à la puissance royale particulièrement en France et en Angleterre*. Paris 1983.
- M. E. F. BLOCH, *How we Think they Think. Anthropological Approaches to Cognition, Memory and Literacy*. Boulder (Colorado) u.a. 1998.
- H. BÖHME, *Der Tastsinn im Gefüge der Sinne. Anthropologische und historische Ansichten vorsprachlicher Aisthesis*. <http://www.culture.hu-berlin.de/HB/texte/tasten.html>. Zugriff: 28.2.2001.
- P. BORDIEU u.a., *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*. Frankfurt a. M. 1983.
- R. W. BREDNICH, *Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute*. München 1991.

- G. BUGLIARELLO (Hg.), *The Impact of Noise Pollution. A Socio-Technological Introduction*. New York u.a. 1976.
- K. J. BURDACH, *Geschmack und Geruch. Gustatorische, olfaktorische und trigeminale Wahrnehmung*. Bern u. a. 1988.
- P. CAMPORESI, *Das Brot der Träume. Hunger und Halluzinationen im vorindustriellen Europa*. Frankfurt a. M.-New York 1990.
- M. CERVANTES, *Don Quijote de la Mancha I u. II*, hg. von J. J. Allen, 2. Bde. Madrid 1986.
- C. CLASSEN, *Worlds of Sense: Exploring the Senses in History and Across Cultures*. London 1993.
- C. CLASSEN/ D. HOWES/ A. SYNNOT, *Aroma. The Cultural History of Smell*. London-New York 1994.
- C. CLASSEN, *The Color of Angels. Cosmology, Gender and the Aesthetic Imagination*. London-New York 1998.
- C. CLASSEN, *Fundamentos de una antropología de los sentidos*. <http://firewall.unesco.org/issj/rics/153/classenspa.html>. Zugriff: 7.12.2000.
- A. CORBIN, *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs*. Berlin 1984.
- A. CORBIN, *Zur Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmung*, in: ders., *Wunde Sinne: über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1993, 197-211.
- G. DRESSEL, *Historische Anthropologie. Eine Einführung*. Wien 1996.
- ETYMOLOGISCHES WÖRTERBUCH des Deutschen (Berlin 1989).
- „ES WAR EINE WELT DER GEBORGENHEIT ...“ *Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (= Damit es nicht verlorengeht..., 12)*, hg. v. A. Schnöller/H. Stekl. Wien 1987.
- L. FEBVRE, *Das Gewissen des Historikers*. Berlin 1988.
- G. FRAUENSCHUH, *Dennoch war mein Leben schön. Der Lebensroman einer Bauersfrau. Manuskript, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*. Wien 1991. (Gedruckte Fassung: G. FRAUENSCHUH, *Dennoch war mein Leben schön ...*, bearb. v. P. Edlinger. Obertrum 1995.)
- G. FREUND, *Photographie und Gesellschaft*. Reinbek bei Hamburg 1979.
- GEBOREN 1916. *Neun Lebensbilder einer Generation (= Damit es nicht verlorengeht ..., 38)*, hg. v. G. Dressel/G. Müller. Wien-Köln-Weimar 1996.
- S. GILMAN, *La Celestina: Arte y Estructura*. Madrid 1974.
- M. HARRIS, *Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus*. Stuttgart 1988.
- A. HARTMANN (Hg.), *Zungenglück und Gaumenqualen. Geschmackserinnerungen*. München 1994.
- H. HOFFMANN, *Der Struwwelpeter*. Wien o. J.
- G. HOPF (Hg.), *Von Geschenken und anderen Gaben. Annäherungen an eine historische Anthropologie des Gebens (= Historisch-Anthropologische Studien, 9)*. Frankfurt a. M. u. a. 2000, 53-72.
- D. HOWES, *Présentation. Les sensations discrètes de la bourgeoisie*, in: *Anthropologie et Sociétés, Les „cinq“ sens*, Jg. 14, H. 2, 1990, S. 5-12.
- D. HOWES, *The Varieties of Sensory Experience: A Sourcebook in the Anthropology of the Senses*. Toronto 1991.
- A. HÜRLIMANN/A. REININGHAUS, *Zur Ausstellung*, in: A. Hürlimann/A. Völker (Hg.), *mäßig und gefräßig*. Wien 1996, 9-14.
- J. HUIZINGA, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*. Stuttgart 1965⁹ und 1975¹¹.
- W. VON HUMBOLDT, *Diario de viaje a España. 1799-1800*. Madrid 1998.
- R. JÜTTE, *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*. München 2000.
- D. KAMPER/C. WULF (Hg.), *Das Schwinden der Sinne*. Frankfurt a. M. 1984.
- I. KANT (1800), *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Leipzig 1943.
- B. KATHAN, *Die Geflügelschlachtschere oder die Erfindung der Tierliebe*. Innsbruck 1993.
- R. KLEMENT, *Zeitstrom einer Epoche, Energie und Zeitgeschichte von 1947 bis zur Gegenwart*. Wien 1989.
- H. KÜHNEL, *Zeitbegriff und Zeitmessung*. In: Ders. (Hg.), *Alltag im Spätmittelalter*. Graz 1986³.
- A. LE GUÉRER, *The Decline of Smell: Myth or Reality?* In: *Anthropologie et Sociétés, Les „cinq“ sens*, Jg. 14, H. 2, 1990, S. 25-45.
- E. LE ROY LADURIE, *Montaillou, village occitan de 1294 à 1324*. Paris 1982 (deutsch: *Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor. 1294 bis 1324*. Darmstadt 1980.)
- C. LEVI-STRAUSS, *Mythologica II. Vom Honig zur Asche*. Frankfurt a.M. 1976.
- C. LISÓN TOLOSANA, *Antropología social en España*. Madrid 1977.
- K. LÖFFLER, *Zum Beispiel Erdäpfelsalat. Variationen zum Thema Nationalisierung*, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 100/1997, 35-53.
- U. MARCHSTEINER (Red.), *Werkzeuge. Design des Elementaren*. (Kataloge des OÖ Landesmuseums, NF 102) (Bibliothek der Provinz) Weitra 1996.
- S. MENACHE, *The Vox Dei. Communication in the Middle Ages*. New York- Oxford 1990.
- S. MENNELL, *Die Kultivierung des Appetits. Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M. 1988.
- M. MENZEL, *Predigt und Predigtorganisation im Mittelalter*, in: *Historisches Jahrbuch* 111/1991.

- S. W. MINTZ, *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*. Frankfurt a. M.-New York 1992.
- M. MITTERAUER, *Dimensionen des Heiligen. Annäherungen eines Historikers*. Wien 2000.
- H. MÖLLER/R. STEPHAN (Hg.), *Die Musik des Mittelalters*. (=Neues Handbuch der Musikwissenschaft 2). Laaber 1991.
- M. MONTANARI, *Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*. München 1999.
- F. MOSHAMMER, *Die große Versuchung! Manuskript, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*. Wien 1994.
- W. J. ONG, SJ, *The Shifting Sensorium*, in: D. Howes, *The Varieties of Sensory Experience*. Toronto 1991, S. 25-30.
- H. PETER-RÖCHER, *Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen* (= Beck'sche Reihe, 1262). München 1998.
- F. PETRARCA (1373), *Ad Magnificum Franciscum de Carraria Padue dominum, qualis esse debeat qui rem publicam regit*, in: Ders., *Epistole*, hg. von Ugo Dotti. Turin 1978, S. 760-837.
- U. POLLMER/C. HOICKE/ H.-U. GRIMM, *Vorsicht Geschmack. Was ist drin in Lebensmitteln?* Stuttgart-Leipzig 1999.
- C. POPOVA, „Ein roter und ein weißer Zwirn“. *Jugend auf dem Balkan*. Wien u.a. 1996.
- A. L. POOLE, *Medieval England*, Bd. 1/1958.
- J. REINHER, *Meine ersten 84 Jahre*. Fußach 1997.
- L. RÖHRICH, *Sage* (=Sammlung Metzler 55). Stuttgart 1966.
- S. ROSEN u.a., *Presbycusis Study of a Relatively Noise-Free Population in the Sudan*, in: *Transactions of the American Otological Society* 1962.
- R. SANDGRUBER, *Das Essen der Arbeiterfrauen. Geschlechtsspezifische Konsumunterschiede in Arbeiterhaushalten*, in: *L'Homme* 2/1991, 45-56.
- R. SANDGRUBER, *Einleitung*, in: *Genuß & Kunst. Kaffee – Tee – Schokolade – Tabak – Cola*. Ausstellung Schloß Schallaburg 1994 (= Katalog des NÖ Landesmuseums, NF 341), hg. v. R. Sandgruber/H. Kühnel. Innsbruck 1994, 1-9.
- J. SCHACHENHOFER, *Essen und Trinken. Manuskript, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*. Wien 1995.
- R. M. SCHAFER, *Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens*. Frankfurt a.M. 1988.
- N. SCHINDLER, *Die Prinzipien des Hörensagens. Predigt und Publikum in der Frühen Neuzeit*, in: *Historische Anthropologie* 1(1991), 359-395.
- N. SCHINDLER, *Fastnachtküchlein. Zur Geschichte und Metaphorik eines sozialen Gebäcks*, in: *Historische Anthropologie* 8 (2000), 28-61.
- W. SCHIVELBUSCH, *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel*. Frankfurt a. M. 1997.
- W. SCHUSTER, *Wodurch Bilder wirken. Psychologie der Kunst*. Köln 1992.
- S. SONTAG, *Über Fotografie*. Frankfurt a. M. 1989.
- D. STOCKMANN, *Die Glocke im Profangebrauch des Spätmittelalters*, in: *Studia instrumentorum musicae popularis*. Bd. 3. Stockholm 1974.
- T. STOIANOVICH, *Balkan Worlds. The First and Last Europe*. Armonk. N.Y u.a. 1994.
- P. STOLLER/ C. OLKES, *La sauce épaisse. Remarques sur les relations sociales songhaïs*, in: *Anthropologie et Sociétés, Les „cinq“ sens*, Jg. 14, H. 2, 1990, S. 57-76.
- J. TANNER, „Der Mensch ist, was er ißt“. *Ernährungsmythen und Wandel der Eßkultur*, in: *Historische Anthropologie* 4 (1996), 399-419.
- M. TOTH, *Schwere Zeiten. Aus dem Leben einer Ziegelerbeiterin* (= *Damit es nicht verlorengeht ...*, 22). Wien 1992.
- WAS AUF DENTISCH KOMMT, WIRD GEGESSEN. Geschichten vom Essen und Trinken*, hg. v. J. Ehrmann (= *Damit es nicht verlorengeht ...*, 34). Wien u. a. 1995.
- C. WEBER, *Geräusche der Geschichte*, in: *Die Zeit*, 23.2.1996, 46.
- H. WENZEL, *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*. München 1995.
- A. WIERLACHER, *Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*. Stuttgart u. a. 1987.
- W. WIORA, *Zur Frühgeschichte der Musik in den Alpenländern*. Basel 1949.
- C. WULF, *Das gefährdete Auge. Ein Kaleidoskop der Geschichte des Sehens*, in: D. Kamper/C. Wulf (Hg.), *Das Schwinden der Sinne*. Frankfurt a. M. 1984, 21-44.
- U. ZISCHKA/H. OTTOMEYER/S. BÄUMLER, *Die anständige Lust. Von Eßkultur und Tafelsitten*. München 1993.

Klaus Edel

Sinne und sinnliche Erfahrung in der Geschichte **Zum Versuch einer didaktischen Umsetzung**

Als ich zum ersten Mal das Konzept von Wolfram Aichinger für eine geplante Nummer der Beiträge zur historischen Sozialkunde, die sich mit den Sinnen und der sinnlichen Erfahrung in der Geschichte beschäftigen sollte, las, konnte ich mir darunter wenig vorstellen. Erst eine persönliche Begegnung mit dem Autor sowie der einführende Artikel „Wunde Sinne“ von Alain Corbin weckten mein Interesse und führten zur Idee, ein kleines Projekt zur Umsetzung des Konzepts im Unterricht durchzuführen. Ziel sollte es sein, den SchülerInnen, ganz im Sinne des von Wolfram Aichinger für dieses Heft verfassten Artikels, Konstruktion von Geschichte einmal anders bewusst zu machen und ihnen einen anderen alltagsgeschichtlichen Zugang zu ermöglichen.

Als Ausgangspunkt wählten Wolfram Aichinger und ich einen in den Grundzügen gemeinsam konzipierten Fragebogen mit dem die SchülerInnen Eltern und/oder Großeltern über nachhaltige Sinneseindrücke aus ihrer Jugend befragen sollten. Die konkrete Umsetzung des didaktischen Konzepts erfolgte im Schuljahr 2000/2001 in einer 8. Klasse des HaydnRealGymnasiums, deren multikultureller Hintergrund zusätzli-

che interessante Aspekte versprach. Da aufgrund des vorgegebenen Zeitrahmens nur eine beschränkte Zahl von Unterrichtseinheiten zur Verfügung stand, kamen wir überein, die aus Kindheit und Jugend zu erfragenden Sinneseindrücke auf das Hören zu beschränken.

Die Fragebogenaktion

Nach einer kurzen Einführung in das Projekt erhielten die SchülerInnen vor Weihnachten die Fragebögen ausgeteilt. Der Zeitpunkt erschien günstig, weil sich dadurch die Gelegenheit ergab, Familienmitglieder zu befragen, die nicht im Familienverband der SchülerInnen bzw. in Österreich leben. Der Rücklauf fiel kärglicher aus als erwartet, denn nur 11 von 18 SchülerInnen brachten einen Erhebungsbogen zurück.

Aufgrund der Klassenzusammensetzung gab es drei regionale Schwerpunkte: Österreich mit sowohl ländlichem als auch städtischem Milieu, Bosnien und die Türkei mit Sinneseindrücken nur aus dem ländlichen Bereich.

Fasst man die Angaben über die Sinneseindrücke zeitlich geordnet in Gruppen zusammen, so häufen sich die typischen Laute, Klän-

ge und Geräusche des ländlichen Raumes. Es dominieren Tierlaute, Arbeitsgeräusche aus dem Bereich der Landwirtschaft und der für den ländlichen Raum einst charakteristischen Gewerbebetriebe, wie das Beschlagen der Tiere durch den Schmied oder das Hämmern eines Fassbinders. Daneben blieben die Fahr- bzw. Abrollgeräusche von Fuhrwerken und Lastkraftwagen auf unbefestigten oder gepflasterten Straßen sowie der Eisenbahn im Gedächtnis. Der Tag bzw. Tagesablauf wurde je nach Raum durch das Läuten der Kirchenglocken bzw. dem Ruf des Muezzins zum Gebet geprägt und in einem Fall hinterließen die Schulglocke und das Kindergelächter bzw. -geschrei aus der nahen Schule dauerhafte Eindrücke. Interessanterweise erinnerten sich die Befragten in allen drei Räumen an den Nachrichtenaustrommler. Im sakralen Bereich ist es neben der Glocke der Klang der Orgel, an den sich Eltern, Groß- oder Urgroßeltern erinnerten, während in Verbindung mit Fasching, Hochzeit und Freizeit Musik und der Klang von Instrumenten erwähnt wurden. Als Alternative dazu taucht unter den genannten Eindrücken die über Radio und/oder Plattenspieler [Wurlitzer] vermittelte Musik der Beatles auf.

Viele der Befragten aus dem ländlichen Milieu nannten unter den nachhaltigen Sinneseindrücken Laute und Geräusche der Natur, wie das Rauschen des Waldes, eines Flusses, eines Brunnens oder eines Maisfeldes, wobei in der Diskussion mit den SchülerInnen die Vermutung geäußert wurde, dass es sich dabei um eine in der Rückschau

Beispiele für eingelangte Fragebögen

Befragung.**Welche Geräusche, Klänge, Laute, Töne haben meine Kindheit und Jugend geprägt?****Zur Person:**

Geschlecht:

m w

Alter:

30-39 40-49 50-59 60-69 70-79 80 <

Ich lebte damals:

In Österreich

in einem anderen Staat:

Welcher? Bosnien-Herzegowina In einer Großstadt x Kleinstadt xDorf Streusiedlung Jugend Kindheit

Eindrücke:

Kindheit: Krähen der Hähne; durch den Wind verursachtes Rauschen der Maisfelder, Rauschen des Waldes; Trommel der Nachrichtenausträger; Schulglocke; Kindergeschrei -gelächter in der Schule (gewohnt neben der Schule)**Jugend:** Rauschen des Flusses, Gitarre meiner Freundin**Befragung:****Welche Geräusche, Klänge, Laute, Töne haben meine Kindheit und Jugend geprägt?****Zur Person:**

Geschlecht:

m w

Alter:

30-39 40-49 50-59 60-69 70-79 80 <

Ich lebte damals:

In Österreich x

in einem anderen Staat:

Welcher?

In einer Großstadt Kleinstadt Dorf Streusiedlung

Eindrücke:

Kindheit: Holzfeuer im Ofen; Pullover stricken (Stricknadeln); Handglöckchen vom Eismann;

Wiehern der Pferde (Pferdefuhrwerk); Dampflok (pfeifen); Nähmaschine (treten); Stundenschlag der Pendeluhr; Vogelsang

Jugend: Kino; Kennmelodie der Wochenschau, Boot fahren, baden (Gänsehäufel), schrille Stimme der Vorgesetzten; Fliegeralarm, Vorwarnung, Entwarnung, Bombentreffer, Schutt schaufeln; Straßenbahnläuten; Straßenbahnzug kuppeln; Muhen der Kühe; Milchzentrifuge im Stall; Dreschflegel in der Tenne, Schnittern am Feld; Weckpfeiff im Arbeitsdienst; singen im Chor**Zeitplan**Dezember 2000: Einführung der Klasse in das Projekt
Ausgabe der Fragebögen

Jänner 2001: Rücklauf

Februar 2001: Auswertung

März 2001: Durchführung: Darstellung der aggregierten Daten

konstruierte ländliche Idylle handeln könnte.

Im städtischen Bereich kommen zu den typischen Geräuschen aus dem gewerblichen Bereich, von Straßen- und Eisenbahn, Fuhrwerken oder Autos, ganz andere Sinneseindrücke hinzu. So wird für die 20er-Jahre das Hüsteln einer Tbc-Kranken und das Weinen von Waisenkindern eines

nahen Heimes erwähnt. Auffällig auch die Beschreibung von Lauten und Geräuschen aus dem Haushalt, wie der Stundenschlag der Pendeluhr, das Klappern der Stricknadeln, das Treten der Nähmaschine oder das Knacken des „Holzfeuers im Ofen“.

Das Glockengeläute wird von den in der Stadt Heranwachsenden auf

den feierlichen Bereich (Pumpe- rin) reduziert, für den Alltag tritt die „Mittagssirene“ als Zeitmesser auf.

Das Medium, das den Gehörsinn prägte, war das Radio und hier sind mit „Hallo Teenager“, „Achtung Sprachpolizei“ und „Heinz Conrads“ typische Sendungen der Zeit im Gedächtnis geblieben.

Der Zweite Weltkrieg bzw. der Kalte Krieg (nahe Militärbasis) sorgten für Sinneseindrücke, die im ländlichen wie städtischen Raum prägend wirkten. Genannt wurden Kommandos, der Weckpfiff im Arbeitsdienst, Motoren-, Panzer- und Flugzeuglärm, Sirenen, das Surren von Radaranlagen, das Weinen und Wimmern im [Luftschutz]keller oder das Geräusch beim Schutt schaufeln.

Zweimal wird der Sehsinn angesprochen, indem ausdrücklich hervorgehoben wird, dass es damals noch kein Fernsehen gab und in Verbindung mit Gewehrschüssen der Hinweis auf die Farben rot und weiß. Die Schülerin, die den Fragebogen geliefert hat, konnte den Hintergrund für diese Farbeindrücke in der Kürze der Zeit nicht durch Rückfrage in der Türkei aufklären.

Die Umsetzung

In den drei Unterrichtsstunden, die für die Arbeit mit den Ergebnissen der Fragebogenaktion zur Verfügung standen, wurde zuerst die statistische Auswertung des Fragebogenrücklaufs vorgestellt. In einem nächsten Schritt erfolgte die Anbindung so entstandener Geschichtsbilder an die Strukturgeschichte.

Mit der Frage, „Was hat sich im ländlichen Raum seit der Zeit der Großeltern bzw. Eltern verändert“ stiegen wir in die Auseinandersetzung ein und in angeregten Diskussionen wurden Kontinuitäten und Wandel im Vergleich zu heute für die drei ausgewerteten Räume erarbeitet. Die SchülerInnen wandten dabei ihr bereits erworbenes Wissen aus Geschichte und Sozialkunde bzw. Geographie und Wirtschaftskunde an. Sie benutzen aber auch die verwendeten sowie in der Klasse für das Projekt aufliegenden Geschichtsbücher für

die Oberstufe und die Schulbibliothek um sich Informationen zu beschaffen. In den Tagen zwischen den Stunden holten die SchülerInnen auch ergänzende Auskünfte bei Eltern oder Großeltern ein.

In einem zweiten Durchgang versuchten wir auch den Wandel in der Stadt darzustellen.

Die Beurteilung des Projektes durch die Schüler

Waren zuerst skeptisch, denn „was kann man denn schon mit dem Hören anfangen“ doch je mehr wir uns in das Thema vertieften, desto mehr beteiligten sie sich an der Diskussion. Sie bedauerten schließlich das Ende der gemeinsamen Arbeit, die durch das Ende des Schuljahres der 8. Klasse vorgegeben war.

AU ISSN 0045-1681

Beiträge zur Fachdidaktik. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Ständige MitarbeiterInnen: Vera Cerha, Sonja Dillinger-Deutsch, Christa Donnermair, Irene Ecker, Klaus Edel, Eduard Fuchs, Wendelin Hujber, Franz Lux, John Morrissey, Brigitte Schmidt-Ghafouri, Eva Steiner-Béres

AU ISSN 004-1618

Beiträge zur historischen Sozialkunde – Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS), c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Hergestellt mit freundlicher Unterstützung der Bank Austria

Ständige MitarbeiterInnen Wien: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Ernst Bruckmüller, Markus Cerman, Franz Eder, Alois Ecker, Hubert Ch. Ehalt, Peter Eigner, Eduard Fuchs, Herbert Knittler, Andrea Komlosy, Michael Mitterauer, Alois Mosser, Walter Sauer, Andrea Schnöller, Hannes Stekl

Ständiger Mitarbeiter Graz: Eduard Staudinger; Ständige Mitarbeiter Linz: Michael John, Roman Sandgruber; Ständige MitarbeiterInnen Salzburg: Josef Ehmer, Sabine Fuchs, Peter Gutschner, Sylvia Hahn, Albert Lichtblau, Norbert Ortmayr; Ständiger Mitarbeiter Luxemburg: Jean-Paul Lehnert

Preise Jahresabonnement: ATS 260.– (Studenten ATS 210.–), Ausland DM 44.–, inkl. Versandkosten. Einzelheft ATS 70.– (Ausland DM 10.–) zuzügl. Porto.

Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien; Deutschland: Hypo Bank München, Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse): Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41305 (41301) Fax: +43-1-4277/9413

E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at, homepage: <http://www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs>

Hyper@Links

Welt der Sinne, Sinneswahrnehmung, Synästhesie, Sinnesdefizite

Das weite Feld der Sinneswahrnehmungen findet natürlich auch im Internet seinen Niederschlag in einer Vielzahl von Webseiten – so liefert die Suchmaschine Google über 2 Millionen Webseiten allein zum Begriff „perception“, 1,12 Millionen bei Eingabe des Wortes „senses“. Seiten mit spezifisch historischen Kontext sind dabei jedoch eher spärlich gesät. Bei der Auswahl haben wir insgesamt Wert auf möglichst vielfältige Zugänge als Grundlage zur multidisziplinären Beschäftigung mit dem Heftthema gelegt. Weitere Auswahlkriterien waren Interaktivität und Multimedialität – was bei diversen Seiten zur Aufforderung führen wird, sich diverse „plug-ins“ wie Quicktime for Windows, Realplayer, Shockwave u.a.m. herunterzuladen, um diese Seiten auch in animierter Form ansehen zu können. Sinneswahrnehmung impliziert stets auch die Sicht auf diesbezügliche Grenzüberschreitungen und Defizite – wir haben deshalb auch Seitenerweise zu den Bereichen Synästhesie, Parapsychologie sowie Sinnesbehinderung und die Auseinandersetzung mit Behinderung aufgenommen.

Aus Platzgründen befindet sich nur eine Auswahl der Hyperlinks; die gesamte Linkssammlung ist ab Ende Juni über unsere Homepage abrufbar.

- Ausstellung „Welt der Sinne“: <http://www.weltdersinne.at/>
- Resources of Teaching Perception (Linkliste): <http://www.skidmore.edu/~hfoley/perception.htm>
- Seeing, Hearing & Smelling the World: <http://www.hhmi.org/senses/>
- Neuroscience for Kids: <http://faculty.washington.edu/chudler/chsense.html>
- Museum of Science, Art and Human Perception: <http://www.exploratorium.edu/visit/index.html>
- Sinnesorgane: http://www.g-netz.de/Der_Mensch/sinnesorgane/index.shtml
- Internet Psychology Lab: <http://kahuna.psych.uiuc.edu/ipl/>
- Kidshealth (für Kids, Teens und Eltern): http://www.kidshealth.org/misc_pages/mybody_SW.html
- Think Quest Library: <http://tj.junior.thinkquest.org/3750/>
- Entwicklung der Sinne: http://www.br-online.de/wissenschaft/maxq/data/250499/2504_1.html
- „Verkaufsatmosphäre durch Wohlbefinden“: <http://www.criterion.de/00sinne.htm>
- Synästhesie: <http://home.t-online.de/home/Michael.Goltz/synaesthesia.html>
- Außersinnliche Wahrnehmung (ASW): http://www.uni-leipzig.de/~gespsych/para/asw_glos.html
- ASW – die Skeptiker: <http://www.psychotherapie.de/report/2000/05/00050102.htm>
- Disability History Links: <http://www.disabilityhistory.org/links.html>

Sehen

Hier findet sich eine größere Anzahl von vornehmlich englischsprachigen Seiten und Linkverzeichnissen über Basiswissen zum Bereich „Sehen“, „visuelle Informationsverarbeitung“, „Farbsehen“, „visuelle Intelligenz“, „optische Täuschungen“, Sehbehinderung und Blindheit u.a.m. Links zum Themenbereich „optische Geräte und deren Entwicklung“ gibt es unter Punkt „Technik- und Ideengeschichtliche Kontexte“

- The Joy of Visual Perception: <http://www.yorku.ca/research/vision/eye/thejoy.htm>
- Colors & Vision: <http://www-cvrl.ucsd.edu/>
- Farbsehen: <http://www.seilnacht.tuttlingen.com/farbe.htm>
- Stanford-Enzyklopädie – Farbe: <http://plato.stanford.edu/entries/color/>
- Farbe und Wirkung: <http://www.kdow.de/text/farbwirkung/farbw.htm>
- Farbentheorie & Farbgestaltung: <http://www.darmstadt.gmd.de/~crueger/farbe/index.html>
- Rund ums Auge: <http://www.augen.de/navigation-de.shtml>
- Eyepage: http://www.ski.org/CWTyler_lab/Eyepage/index.html
- Optical Illusions: <http://www.ads-online.on.ca/illusion/directory.html>
- Blindness Related Links: http://ourworld.compuserve.com/homepages/Peter_Meijer/voice.htm

Hören

Schwerpunkt bilden hier Seiten mit Referenz auf M. Schafer's Soundscape-Ansatz. Hier bietet insbesondere die „Kunstradio“-Bibliothek des ORF eine Vielzahl audiovisueller Angebote mit weiteren Verzweigungen. Des Weiteren finden sich hier diverse Soundbibliotheken sowie Seiten zum Thema Gehörlosigkeit und Gehörschädigung.

- Begriffe / Grundlagen: <http://www.sfu.ca/sonic-studio/Intro1.html>
- Sphärenklänge: <http://home.t-online.de/home/hanumans/planet.htm>
- Vancouver Soundscape: http://www.thing.at/orfkunstradio/1998B/29_10_98.html
- Worldforum for Acoustic Ecology: <http://interact.uoregon.edu/MediaLit/WFAEHomePage>
- Programmarchiv, ORF-Kunstradio: <http://kunstradio.at/ARCHIVE/radio.html>
- K.H. Essl, Net-Sounds: <http://www.essl.at/sounds.html#mol-chute>
- Audioarchiv Worldtune: <http://www.worldtune.com/audioarchive/publicradio.htm>
- Galerie der Töne: <http://www.daton.de/got/ensembles/triobusch/inhalt.html>
- Portalseite für Hörgeschädigte: <http://www.taubenschlag.de/>
- Deaf-History: <http://dww.deafworldweb.org/pub/h/hist.attitude.html>

Riechen – Welt der Düfte

Von der Implementierung komplexer Dufterlebnisse in Cyberwelten sind die VR-Experten noch weit entfernt - nichtsdestoweniger spielt die Einbeziehung von Dufterlebnissen eine immer größere Rolle in Marketingkonzepten und auch in den immer zahlreicher aus dem Boden schießenden „Urban Entertainment Centres“. Auch die Diskussion um die Wirkung von Pheromonen in der zwischenmenschlichen Kommunikation spielt hier eine bedeutende Rolle und wurde deshalb bei der Seitenrecherche mitberücksichtigt.

- Physiologische Grundlagen: <http://www.olfaktorik.de/02dasriechen.html>
- Trends: <http://www.berliner-morgenpost.de/print/archiv2000/000226/ttt/story36714.html>
- Pheromone und „sexter“ Sinn: <http://www.br-online.de/alpha/forum/vor9905/19990505.html>
- „Sex and Smell“: <http://www.rki.de/GESUND/ARCHIV/SSMELL.HTM>
- Geruch/Geschmack als Kommunikationssignal: <http://www.payer.de/kommkulturen/kultur044.htm>
- History of Perfumes: <http://inventors.about.com/science/inventors/library/inventors/blperfume.htm>
- Plants, Herbs and Oils throughout History: <http://www.eliki.com/ancient/beliefs/herbs/>
- diverse Links: <http://www.costumes.org/pages/perfume.htm>
- Geruchssinn in der Philosophie: <http://homepage.ruhr-uni-bochum.de/juergen.mueller/PHILO.HTM>

Schmecken:

- Physiologische Grundlagen: <http://www.inform24.de/geschmack2.html>
- Taste & Smell: <http://www.pbs.org/ktca/newtons/11/tstesml.html>
- Lebensmittel-Lexikon: <http://www.lebensmittellexikon.de/>
- Online-Kochbuch: <http://www.recipezaar.com/search/>
- Infozentrum Schokolade: <http://www.infozentrum-schoko.de/izs.html>
- Metacrawler „Rund um den Kaffee“: http://katalog.metacrawler.de/Freizeit/essen_und_Trinken/Getraenk/Kaffee.html
- Kulturgeschichte des Zuckers: <http://www.dtmf.de/Zucker-Museum/ausstell.htm>
- Gewürze: <http://www-ang.kfunigraz.ac.at/~katzer/germ/>

Tasten:

Obwohl thematisch nicht Gegenstand dieses Hefts, möchten wir doch zumindest über einige Hyperlinks Anstoß zur Auseinandersetzung mit diesem Sinnesbereich geben

- Think-Quest-Library: <http://tjunior.thinkquest.org/3750/touch/touch.html>
- Franklin Institute Online: <http://sln.fi.edu/qa97/me10/me10.html>
- Tastsinn im Gefüge der Sinne: <http://www.culture.hu-berlin.de/HB/Texte/tasten.html>
- Werkzeuge des Tastsinns: <http://www.tastsinneswerkzeuge.de/tastsinn/>
- Sehen, Spüren, Fühlen: <http://www.infoquelle.de/Gesundheit/Wellness/Tastsinn.cfm>
- Tastsinn und Geschmacksillusion: <http://www.riedelcrystal.co.at/page22a.htm>
- Spiele für den Tastsinn: <http://www.webwide-spielen.de/bretru13.htm>

Technik- und ideengeschichtliche Kontexte:

Unter dieser Rubrik finden sich insbesondere Verweise auf Themenseiten zum Bereich der Entwicklung optischer Geräte (Fernrohr, Mikroskop, Photographie, Film) und deren Stellenwert auf ideengeschichtliche Paradigmenwechsel. In diese Sparte haben wir auch diverse Links über die Rolle neuer Medien, über Virtual Reality und Cyberwelten aufgenommen.

- Laterna Magica: <http://histv2.free.fr/telectroscop.htm>
- Foto-Film: <http://www.energiegeschichte.de/pages/exponate/film.htm>
- Geschichte des Films: <http://spielfilm.com/member/basics/filmkurs/22.html#top>
- Linksammlung Optische Instrumente, Spielzeug etc.: <http://www.fuesslin.de/link.htm>
- Camera Obscura-Bauanleitung: http://www.web-quest.ch/arbeiten2000/camera_obscura/start.html
- Mikroskop & Teleskop - Mikro- & Makrokosmos: <http://www2.rz.hu-berlin.de/visuelle/peter/mikro.htm>
- Fernrohr und Schrift bei Galilei: <http://wk.philo.at/BWGalilei.html>
- Virtuelles Museum der Augenoptik: <http://www.optiker.at/archiv/archiv.htm>
- Sinneswahrnehmung/Kommunikation/neue Medien: <http://www.ikarus.uni-dortmund.de/datenetze/publish/grundkom/kommodel/ep0019.htm>
- Cyberspace/Virtual Reality: <http://www.kunstforum.de/zeitmodelle/archiv/baende/110/110003.htm>

Crossover:

Bezüge zu Kunst und Kunstrezeption und Verweise auf diesbezüglich relevante Web- und weiterführende Linkseiten stehen im Zentrum dieser Seitenauswahl.

- Onlinekunst: http://www.onlinekunst.de/februar/Trakl_gedicht.htm
- A guide to Outsider Art: <http://www.rawvision.com/outsiderart/whatisoa.html>
- Neue Medien – Neue Sensorien?: <http://www.philart.de/articles/transmediale.html>
- Artgate-Links: <http://www.artgate.de/links/>
- Dt. Webmuseen: <http://WebMuseen.de/>
- Poetry Corner: <http://www.brandt-online.de/poetry/poems99.htm>
- AKA-Artlinks: <http://www.quadrant.net/aka/links.html>
- Artthrob-Links: <http://www.artthrob.co.za/dec98/websites.htm>
- Net_artists-Links: <http://www.netzwissenschaft.de/kuenst.htm>
- MACM-Artlinks: <http://media.macm.qc.ca/sitearta.htm>

Literatur zum Thema Sinne und Sinneswahrnehmung

John Berger u.a.

Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt

Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek bei Hamburg 1974, 156 Seiten. ISBN 3-499-16868-5
 „Ways of Seeing“ so lautete eine vor fast dreißig Jahren von den Autoren hergestellte BBC – Fernsehserie und bildet die Grundlage für dieses schmale Taschenbuch. Die sieben Kapitel – alle ohne Titel – können in beliebiger Reihenfolge gelesen oder auch nur betrachtet werden, drei der Kapitel bestehen nur aus Bildern. Einige Schwerpunkte: Gesellschaftlich vermittelte Einstellungen zu dem, was wir sehen; Vergleiche zwischen traditionellen europäischen Kunstwerken mit Bildern aus der Werbung machen Sehgewohnheiten sichtbar; Bilder bewahren Absichten, Denkweisen und Wertvorstellungen ihrer Hersteller, Auftraggeber und Besitzer. Das Ziel der Verfasser, einen Prozess des Fragens in Gang zu setzen, sehe ich als eingelöst.
 (Angelika Klampfl)

Uta Brandes (Red.)

Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank

Schriftenreihe Forum, 5.
 Göttingen, Steidl 1995.
 ISBN 3-88243-385-X

Bei diesem Sammelband handelt es sich um die dritte Publikation im Rahmen der Kongressreihe „Die Zukunft der Sinne“ (in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn). Mit dem Hören und Sehen beschäftigte man sich schon aus der Sicht verschiedenster Disziplinen (Biochemie, Neurologie, Psychologie, Zoologie, Architektur, Soziologie, Literaturwissenschaft etc.); nun ist mit dem Riechen jener Sinn dran, bei dem eine Qualität des Instinkthaften ausgemacht wird. Das Riechen wird oft an der Schwelle zwischen Kultur und Natur angesiedelt; vielleicht ist

damit zu erklären, dass Texte (evolutions-)biologischer Provenienz im Buch breiten Raum einnehmen.

Angesichts der häufigen Rede vom Verschwinden mancher Sinne wird auch der Frage nachgegangen, ob der moderne Mensch „geruchsbehindert“ sei. Die Autorin kommt zum Ergebnis, dass die Intoleranz gegenüber unangenehmen Gerüchen gestiegen ist, doch Gerüche und Geruchssinn nicht so drastisch und generell an Wichtigkeit verloren haben wie oft behauptet wird. In weiteren Beiträgen wird – zusammengefasst – die Bedeutung von geruchsmäßiger Behaglichkeit behandelt: für Wohlbefinden in Städten, Gebäuden, Räumen. Einer der ausführlichsten Texte des Sammelbandes ist der Geschichte und den Bedeutungen der Analogie zwischen Nase und Sexualorganen, vor allem dem Penis gewidmet – Vielfalt und Reichtum der Quellen sind hier besonders auffallend: Kunst, Philosophie, Commedia dell'Arte, das Werk Freuds ... Der Band ist mit vielen Illustrationen versehen und bietet Zugänge zum Thema Riechen, zu Nasen, Düften und Gestank auf unterschiedlichsten Ebenen und Wegen.

(Nikola Langreiter)

Alain Corbin

Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs

Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1984, 375 Seiten. ISBN 3-8031-3517 6

(Originaltitel: **Le Miasme et la Jonquille. L'odorat et l'imaginaire social XVIII^e-XIX^e siècles.** Paris 1982.) Der deutsche Titel ist irreführend, denn Corbin bietet in dem vielbeachteten Buch keine umfassende Geruchsgeschichte, sondern vielmehr eine dichte und „aufdringliche“ Darstellung der Gerüche und ihrer Bewertung im Frankreich der Moderne. Er beschreibt den Gestank der Städte ohne Kanalisation, die

zunehmende Panik der Ärzte und Gesetzgeber vor den krankmachenden Gerüchen des Elends, das Sinken der Toleranzgrenzen, die „Neudefinition des Unerträglichen“ und die Austreibung übler Gerüche durch „Strategien der Desodorierung“. Er beschreibt auch Parfüm und Blütenduft in bürgerlicher Interaktion der Geschlechter und neue Vorstellungen von distanzierter und distinguiertter Eleganz.
 (Wolfram Aichinger)

Alain Corbin (1995):

Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts

S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1995. 501 Seiten. ISBN 3-10-010210-X
 (Originaltitel: *Les cloches de la terre. Paysage sonore et culture sensible dans les campagnes au XIX^e siècle.* Paris 1994.)

Im Jahr 1799 bricht eine Schar „übertrieben ausgelassener Mädchen aller Alterstufen“ in die Kirche ein und läßt die Glocken zu Ehren der hl. Katherina läuten, damit gesetzlichem Verbot im nachrevolutionären Frankreich zuwiderhandelnd. Das ist der Einstieg des Buches und eine der über 10000 „Glockenaffären“, die Frankreich im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert erlebte und deren soziale Logik Corbin auf der Grundlage lokaler Archive rekonstruiert; Streit, Aufruhr und Gerichtshandel entzündeten sich am richtigen und rechtmäßigen Einsatz der Glocken, die Glockenaffären zeugen dabei vom wechselnden Kräftespiel zwischen staatlichen und klerikalen Amtsträgern. Wenn die Glocken nicht mehr den religiösen Jahreszyklus markierten, nicht mehr Heiligenfest, Taufe, Hochzeit und Begräbnis begleiteten, sondern Versammlungen, Wahlen und republikanische Feiern ankündigten,

dann standen auch der traditionelle Lebens- und Arbeitsrhythmus und die traditionelle Ordnung der Affekte auf dem Spiel. Corbin gelingt eine Annäherung an die Innenperspektive einer zeitlich nahen und doch sehr fremden sozialen Welt. (Wolfram Aichinger)

David Howes (Hg.)

The Varieties of Sensory Experience. A Sourcebook in the Anthropology of the Senses

University of Toronto Press, Toronto/ Buffalo/ London 1991.

336 Seiten, ISBN 0-8020-5902-3

Das ForscherInnenteam um den Herausgeber verfolgt ein ehrgeiziges Projekt: Im Kulturvergleich soll das unterschiedliche Zusammenspiel der Sinne im historischen Wandel dargestellt werden. Wir lesen von Gesellschaften, in denen Tasten, Riechen, Schmecken und das Hören von Rhythmen und Klängen vielfältige Botschaften enthielten. Ein höchst origineller, vielfältiger Sammelband, der nicht zuletzt westliches Forschen – als distanzierte Beobachtung und Textinterpretation – herausfordert. (Wolfram Aichinger)

Robert Jütte (2000)

Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace

C.H. Beck Verlag, München.

416 Seiten, ISBN 3-406-46767-9

Im historischen Längsschnitt erzählt Robert Jütte eine Geschichte der Sinne, die von naturphilosophischen Konzeptionen der Antike bis zu seinem Blick in die Zukunft führt. Jeder der vorgestellten Zeiträume beinhaltet die ihm eigenen philosophischen Theorien, Technikentwicklungen, Forschungsergebnisse u.s.w. und die damit verbundenen Veränderungen der Wahrnehmungsweisen. Jedes der großen Kapitel beginnt mit den ‚Sinnen‘ allgemein, in weiterer Folge werden dann die einzelnen Sinne gesondert behandelt. So lässt sich das Buch auch in Hinblick auf nur einen speziellen Sinn lesen. Eine

Vielfalt von kleinen Unterkapiteln bietet eine Fülle von unterschiedlichsten Aspekten. „Sinnliche Wahrnehmung des Schönen“, „Erziehung der Sinne“, „Freizeitlärm“, „Das Auge als Waffe“, „Fastfood und Nouvelle Cousine“ um nur einige zu nennen. Für Literatursuchende erweist sich das Buch als wahre Fundgrube.

(Angelika Klampfl)

Payer, Peter

Der Gestank von Wien. Über Kanal-gase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen

Wien, Döcker 1997,

ISBN 3-85115-241-7

Angeregt durch die Studie Alain Corbins zur Geruchsentwicklung von Paris erforscht Peter Payer den Umgang mit Gerüchen im historischen Wien und konzentriert sich auf den Prozess der zunehmenden geruchlichen Reinigung des öffentlichen Raumes von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Stadthygienische Maßnahmen, „Strategien der Desodorisierung“ – medizinisch, sozial, politisch und ökonomisch motiviert – stehen im Zentrum von Payers Interesse. Bevor der Historiker und Raumforscher auf Bereiche wie Kanalisation und Entwässerung, Desinfektion, Befestigung und Reinigung der Straßen, Müllabfuhr oder den frühen Autoverkehr und dessen Auswirkungen auf die Stadtluft eingeht, bereitet er Kontexte vor: Er weist etwa auf Probleme der Übersetzung von Geruchserfahrungen in Sprache hin oder bringt einen Überblick zur Geschichte der Theorien zur Wirkung von (üblen) Gerüchen auf Gesundheit und Mentalität der Menschen, der StadtbewohnerInnen vor allem. In der Auseinandersetzung mit den genannten konkreten Gebieten der Geruchsbekämpfung, zeigt Payer, wie nach und nach alle Gesellschaftsschichten (ausgehend vom Bürgertum, so seine These) von neuen Geruchsstandards erfasst wurden. Ausgenommen blieben davon lediglich, und das gilt bis

heute, am Rand der Gesellschaft Stehende. Gestank ist also immer auch ein Mittel zur sozialen Distinktion. Peter Payer zieht verschiedene Quellengattungen heran – Gutachten, Streit- und Reformschriften, Gesetzestexte, Verordnungen und Empfehlungen von Experten unterschiedlichster Fachbereiche; und sozusagen für das Leben stehen Autobiographien, Reisebeschreibungen und literarische Texte. Ergänzend zur Literaturanalyse suchte er geruchsintensive Orte der Stadt auf (Kanalnetz, Bedürfnisanstalten, Müllverbrennungseinrichtungen) und führte Gespräche mit Experten (Kanalräumern, Umweltmedizinern, Desinfektionsfachleuten), betrieb gewissermaßen Feldforschung. In der Studie werden Medizingeschichte und Geschichte des Städtebaus verbunden und um sozialhistorische Gesichtspunkte erweitert. Stadtgeschichte einmal aus der Perspektive des Geruchssinnes nachzugehen, ist wirklich spannend.

(Nikola Langreiter)

Schultz, Uwe (Hg.)

Speisen Schlemmen Fasten. Eine Kulturgeschichte des Essens

Frankfurt/M.–Leipzig, Insel, 1995 (2.), ISBN 3-458-16566-5

Dieser Sammelband mit 28 Aufsätzen rund ums Essen entstand aus einer Sendereihe „Vom Abendmahl zum Frühstücksbuffet – das Essen in der Geschichte“ die der Hessische Rundfunk 1990 ausstrahlte. Chronologisch geordnet vom alten Ägypten über die Griechische Antike zum frühen Christentum, über China zu Zeiten Marco Polos bis zu staatlichen Banketten im realen Sozialismus der DDR und fast food im heutigen Deutschland wird auf kulinarische Vielfalt aufmerksam gemacht.

(Nikola Langreiter)



FERIENSEMINARE

Anmeldungen:

BFI Wien
z. H. Frau Mag. Andrea Eckerstorfer
Schönbrunner Str. 213/3
A-1120 Wien
Tel.: 01/81178324
E-mail: sopro2.bat@bfi-wien.or.at

„Interessen und Konflikte in Alltag, Schule, Arbeitswelt und Politik“ Hochschulkurs

Zeit: 9. 7. 2001, 9.30 Uhr – 13. 7. 2001, 13.00 Uhr (Anreisemöglichkeit bereits am 8. 7. 2001 ab 17.00 Uhr)

Ort: Karl-Weigl-Bildungshaus, Mödling

Veranstalter: Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck (Univ. Prof. Anton Pelinka), AK Wien und in Zusammenarbeit mit dem Pädagogischen Institut der Stadt Wien und dem Pädagogischen Institut des Bundes

Seminarleitung: Univ. Doz. Dr. Reinhold Gärtner, Univ. Innsbruck und Dr. Bernhard Natter, Univ. Innsbruck

Zielgruppe: LehrerInnen aller Schularten und aller Bundesländer

Ziele/Inhalte: In allen Lebensbereichen bewegen wir uns ständig im Spannungsfeld unterschiedlicher, oft gegensätzlicher Interessen. Ziel dieses Seminar ist es, Konfliktlinien aufzuzeigen, Interessen zu artikulieren und im Sinne einer Konfliktbewältigung nach Lösungen zu suchen. Dabei werden Plan- und Rollenspiele für einen erlebnis- und handlungsorientierten Unterricht eingesetzt.

„Teamspiel. Soziale Kompetenz als berufliche Qualifikation“

Zeit: 27. 8. 2001, 9.30 Uhr– 31. 8. 2001, 13.00 Uhr

Ort: Karl-Weigl-Bildungshaus, Mödling

Veranstalter: AK Wien in Zusammenarbeit mit dem Pädagogischen Institut des Bundes und dem Pädagogischen Institut der Stadt Wien

Veranstaltungsleitung: Mag. Richard Meisel, AK Wien

Seminarleitung: Mag. Robert Pawek, Pädagogische Arbeitsstelle am Pädagogischen Institut des Bundes, Dr. Ruth Mitschka, Bundesakademie für Sozialarbeit

Zielgruppe: LehrerInnen aller Schultypen, insbesondere Klassenvorstände aller Bundesländer

Ziel: Erwerb sozialer Kompetenzen, die als berufliche Qualifikationsanforderungen immer mehr an Bedeutung gewinnen

Inhalte:

- > LehrerInnenverhaltenstraining, Methodenaustausch
- > Übungen zu den Bereichen
 - Kontakt aufnehmen
 - Regeln entwickeln
 - Kooperation
 - Kommunikation und Präsentation
 - Integration
 - Konfliktmanagement
 - Individueller und Gruppenselbstwert

